

Günther und Goethe.

Ethische Studien zur lyrischen Dichtung

von

Dr. Johannes Dembowski,
Oberlehrer.

Wissenschaftliche Beilage zum Programm

des

Königlichen Gymnasiums zu Vych

für das Schuljahr 1893/94.

Vych 1894.

Druck von Albert Glanert.

1894. Progr. Nr. 12.

gly
7 (1894)

126



Die Ethik — in dem Sinne einer Erkenntnis der Gemütszustände ($\eta\theta\eta$), welche bei normaler Beanlagung und Entwicklung der menschlichen Natur wesentlich sind, wie ihrer Reihenfolge und ihres Zusammenhanges — entbehrt eines fixirten Objectes, durch dessen Beobachtung sie zuverlässige Resultate gewinnen könnte. Sein Inneres der Erkenntnis eines anderen mit Zuverlässigkeit zu offenbaren, ist dem Menschen im Allgemeinen ver sagt; Gott sieht eben allein das Herz an. Deshalb ist eine solche Entwicklungsgeschichte der menschlichen Seele aus Mangel an zuverlässigem Material noch nicht geschrieben, die doch für die Erkenntnis des Ziel's der Entwicklung, — die Ethik im gewöhnlichen Sinne, — wie für die Erkenntnis der Wege dazu von Bedeutung sein müßte.

Doch giebt es ein Mittel, jene Schranke der Menschheit zu durchbrechen, und den Zustand des Gemütes unmittelbar also zuverlässig wahr und vollkommen auszudrücken: — die lyrische Dichtung, deren Aufgabe Ausdruck der Stimmung, und deren Lebenselement die Wahrheit ist. Ein Seelenleben, welches sich ganz in lyrischer Dichtung abgepiegelt hat, muß der Ethik eine greifbare Probe geben von einer zusammenhängenden Reihe von Stimmungen ($\eta\theta\eta$), an der sie prüfen kann, zwar nicht, welche Stimmungen die denkbar vollkommensten und erstrebenswerthesten sind, — wohl aber, welche Stimmungen dieses eine Seelenleben thatsächlich erfüllt und ausgemacht haben, und ob und in welcher Weise dieselben urächlich mit einander zusammenhängen. Je mehr sich die Ethik an ein solches Erfahrungsobject hält, um so mehr muß sie sich der Zuverlässigkeit einer exakten Wissenschaft nähern, — und je näher dieses Object menschlicher Vollkommenheit steht, um so weniger wird sie von ihrer idealen Würde verlieren; um so mehr wird sie ein Gemälde zu liefern im Stande sein, das wirklich ist und vorbildlich zu gleicher Zeit.

Nun giebt es aber nur ein Seelenleben, das sich ganz in lyrischer Dichtung offenbart hat: Goethe's; und das ist, wenn auch kein absoluter Beweis, so doch schwerwiegendes Zeugnis dafür, daß die Fähigkeit einer Stimmung, sich zu offenbaren, mit ihrer Würdigkeit, offenbar zu werden, in engstem Zusammenhange steht. Es ist eben nur einem Seelenleben von Goethe's Kraft und Reinheit bestimmt gewesen, nicht bloß das Gefühl der Mitlebenden mit Entzücken zu durchdringen, sondern sich der Erkenntnis der Fernen und der Nachwelt in der Dichtung, — dem Augenblick Dauer verleihend — unmittelbar zu offenbaren. Der wahre Dichter ist allein der wahre Mensch, sagte der von ihm, der ihm als Mensch und Dichter am nächsten gestanden; wenn der wahre Mensch der Gegenstand der Ethik ist, so wird sie nicht umhin können, ihn an dem wahren Dichter vor allem zu studiren.

Aus diesem Interesse, das die Ethik an der lyrischen Dichtung hat, ergiebt sich ein gleicher Vorteil, den die lyrische Dichtung aus ethischer Betrachtung zu ziehen hat. Die Stimmung ist der Gehalt einer lyrischen Dichtung, und der „innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes

ist der Anfang und das Ende der Kunst.“ (Goethe.) Die Stimmung teilt sich, wenn das Gedicht überhaupt auf empfänglichen Boden fällt, unmittelbar mit, braucht aber von dem, der sie fühlt, nicht verstanden zu werden, — man versteht ja nicht immer seine eigenen Stimmungen; Goethe selbst hat Stimmungen, die er durchlebt, sich später nicht mehr völlig vergegenwärtigt, sonst hätte er „Wanderers Sturmlied“ nicht Halbunfimm nennen können.

Stimmung, in dem Sinne von Ethos, ist das Gemeingefühl von dem Verhältnis der Kräfte des menschlichen Gemütes zu einander und zur Außenwelt überhaupt oder zu einem besonderen Teile derselben, — oder das Gefühl des Menschen von sich selbst und seinem Verhältnis zur Außenwelt, d. h. insofern dabei die Freiheit des Ich in irgend einer Weise beteiligt ist; geht diese in einem einzelnen Eindruck der Außenwelt unter, so ist die Stimmung = Empfindung = Pathos. Die Erklärung der Stimmung eines Gedichtes hat also zu beantworten: In welchem Verhältnis zu einander befanden sich die Gemütskräfte des Dichters im Augenblick der Dichtung und unter welchem Einfluß der Außenwelt? Die Antwort auf diese Frage kann aber nur ethische Betrachtung geben; daher bietet sie einen unentbehrlichen Schlüssel zum völligen Verständnis lyrischer Dichtung; denn sie kann allein den Gehalt, den Anfang und das Ende des Kunstwerkes, erschöpfen.

Welche Definition der Poesie wir unserer Betrachtung auch zu Grunde legen mögen, die Darstellung des Ethos bleibt immer der Zweck der Poesie. In welchem Zusammenhange nun das Ethos in der Seele des Dichters mit der Kraft der Darstellung steht, die Antwort auf diese Frage liegt in Tiefen, die dem menschlichen Geist vielleicht ewig verschlossen bleiben. Es entspricht aber nicht nur einem ursprünglichen Bedürfnis desselben, beide in eine Quelle zusammenzulegen, sondern die Litteraturgeschichte — jedenfalls die deutsche des vorigen Jahrhunderts — lehrt uns auch ihren innigsten Zusammenhang. Ist doch das Streben des werdenden Goethe in seinem Kern nur Seelenkultur und seine Dichtung im Wesentlichen begleitende Manifestation derselben; spricht er doch gerne von dieser Zeit als von der Epoche seiner Bildung, und geht doch mit dem Wachstum ihres ethischen Gehaltes seine Dichtung der Vollendung entgegen! Seine Muse war die Wahrheit, — und doch hat sie sich nicht dazu erniedrigt, das Leben zu nehmen, wie es ist. Die empirische Wahrheit in der sittlichen Welt kannte er ja schon bedenklich frühe und hat sein Urtheil darüber später nicht geändert.*) — Aber etwas unfruchtbareres als die empirische Wahrheit in der sittlichen Welt giebt es nicht, — und ihm war, was fruchtbar ist, allein wahr, d. h. die Wahrheit der Idee und des Glaubens. Aber die Wahrheit der Idee war ihm nicht dazu da, (für seine Dichtung so wenig wie für seine Person), die empirische Wahrheit aufzulösen, sondern zu vollenden, und so muß sie ihn denn selbst lehren: „Wieviel bist du von andern unterschieden? Erkenne dich, leb mit der Welt im Frieden!“ — Die höchste Pflicht, den letzten Schritt zu ethischer Vollendung fordert von ihm seine Muse, und erst nachdem er sich zu ihm entschlossen, giebt sie ihm den Schleier der Dichtung. Nun, das heißt doch wohl: Goethes Dichtung ist von ihm selbst angesehen im engsten Zusammenhange mit seinem sittlichen Streben, ja als Lohn und Frucht seines großen guten Willens, den er sich allein zum Verdienste macht. Seine Muse ist die Idee, die in der empirischen Welt sich wirksam und fruchtbar d. h. als die Wahrheit erweisen muß. Die Idee, die in der unendlichen Fülle des physisch-sinnlichen Daseins sich wirkend offenbart, ist:

	die Wahrheit,	Goethes Muse,	Führerin seines sittlichen Lebens,
sie ist:	wahr	schön („kein schöner Bild zc.)	gut

und das in Einem kann ja auch nur die Idee selbst sein.

Seine Muse lebt natürlich in ihm, es ist die in seinem empirischen Dasein wirkende Idee, die aber nicht anders als durch das von ihr erzeugte Ethos in sein Gefühl und Bewußtsein tritt; also ist das Ethos die letzte unserer Erkenntnis erreichbare Quelle seiner Dichtung.

Ich weiß leider im Augenblick nicht genau, welcher unter den namhaftesten Goethe-Kennern kürzlich gesagt hat: Der habe Goethe noch nicht verstanden, dem es nicht klar sei, daß

*) Man lese in seinem Tagebuch die vorletzte Seite des Dezember 1778, in der Sophien-Ausgabe 1. Band der Tagebücher, Seite 74, außerdem Sprüche in Prosa, 3. Abt. 5.

die Form ihm das höchste Ziel seines Strebens gewesen. Wenn man Form im weitesten Sinne faßt, gleich dem Ursprung aller Form, gleich *idées*, ist dieser Ausdruck vor einem Mißverständnis sicher, und ich glaube, daß er dann allerdings Goethes Sein in ein kurzes Wort zusammenfaßt. Daß er die Natur über alles liebte, daß sie ihm mehr bedeutete als der Geist für sich, ist sehr bekannt; daß der Grund davon aber in dem höchsten Idealismus lag, der überall in der Natur die Idee lebendig und wirksam erkannte, ist das Wesentliche daran:

Wärt Ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu fassen
O, so verehrtet Ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.

(Vier Jahreszeiten 46)

Es giebt ja eigentlich, auch für Goethe, nur eine Idee. (Spr. 3. Abt. 154): Gott als Quelle alles Lebens und der sittlichen Weltordnung; daneben aber muß jeder Einzelne für sich noch eine besondere Idee wenigstens praktisch anerkennen: Die des sittlich freien Ich, als eines Abbildes der Gottheit. Kunst ist Darstellung der Idee, — und Iphigenie ist deshalb unser höchstes Kunstwerk, weil darin die Idee einer sittlichen Weltordnung ganz mit der Erscheinung des natürlich-sinnlichen Lebens verschmilzt, weil eine sittlich freie Persönlichkeit auf dem Boden des sinnlichen Lebens nicht sinnlich leidet, sondern wirkt und siegt, und zwar bloß durch ihre sittliche Freiheit, weil die Idee sich im Herzen und Geiste des Menschen übereinstimmend offenbart, weil sie endlich nicht bloß das natürlich-sinnliche Leben durchdringt und gestaltet, sondern auch den Fluch, der auch das natürlich-sinnliche Leben verneint, überwältigt, kurz, weil die still und unaufhaltbar wirkende Allgewalt der Idee sich darin sichtbar darstellt nicht in irgend einer Wunderregion, sondern auf dem Boden unieres sinnlichen Daseins. Deshalb ist der reale Gehalt von Schillers Forderung einer Idylle als höchster Dichtungsgattung, in Goethes Iphigenie thatsächlich erfüllt.* Die Reinheit und das Maß ihrer Form aber ist ganz durch den ethischen Gehalt gefordert und bedingt. Das stille, reine Licht, welches das Stück durchleuchtet, strahlt her von dem Bilde der Gottheit in Iphigeniens Seele. — Wenn der Dichter der Iphigenie sagt:

Wer Kunst und Wissenschaft besitzt, der hat Religion,

so verlassen wir uns auf diese Bestätigung des ethischen Gehalts und der ethischen Wirkung der Kunst, weil wir wissen, daß sie eigenster und innerster Erfahrung entstammt, auch wenn derselbe Dichter in dem Streit um die *záδαισις* erklärt hat, man dürfe sittliche Wirkungen von der Kunst nicht erwarten und an anderer Stelle bestreitet, daß ein großer Künstler ein sittlicher Mensch sein müsse. Es ist das eben in dem vollendeten Meister die durch die Sicherheit des Besitzes naturgemäß bewirkte Gleichgiltigkeit gegen den Besitz und Ausdruck sichersten Gefühles der im Kampfe errungenen sittlichen Freiheit. Selbst die römischen Elegieen konnte nur der fertige Goethe dichten, in dem werdenden hat das heilig glühende Herz alles vollendet.

Schillers umstrittene Worte: „Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron u. s. w.“ sprechen nur von dem Kunstschönen, bestätigen aber eben darum um so unzweideutiger jenes Wort Goethes: Wer Kunst und Wissenschaft besitzt, der hat Religion. — Die Idee, welche die Religion in übersinnlicher Ferne verehrt, erscheint durch die Kunst in sinnlicher Gegenwart und wird durch die lyrische Dichtung insbesondere, wenn sie ist, was sie sein soll, unmittelbare Geburt aus dem Herzen des Dichters und doch Kunst, d. h. Offenbarung der Idee, als in seiner sinnlichen Einzelseinzigkeit wirklich und wirksam vorausgesetzt, das heißt: die lyrische Dichtung vollendet sich mit dem steigenden Werte des Ethos in der Seele des Dichters.

Günther, der größte lyrische Dichter vor Goethe, der doch auf der untersten Stufe lyrischer Dichtung nach Goethes eigenem Urteil deshalb stehen blieb, „weil er sich nicht zu zähmen ver-

*) Eine bestimmte Form ist von Schiller für diese Idylle nicht gefordert, sondern nur ein bestimmter ethischer Gehalt: Völlige Auflösung des Kampfes im einzelnen Menschen wie in der Gesellschaft, freie Vereinigung der Neigung mit dem Geesse, zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterte Natur, das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet, völlige Aufhebung des Gegensatzes der Wirklichkeit mit dem Ideale. Wo aber ist bei Darstellung eines solchen Zustandes — muß sich Schiller fragen — die Bewegung herzunehmen, ohne welche sich keine poetische Wirkung denken läßt? Iphigenie enthält die Antwort: Die Bewegung ist dadurch hervorzubringen, daß dieser vollkommene Zustand nicht fertig, sondern werdend, die Idee nicht in Harmonie, sondern in siegreichem Kampfe mit der Wirklichkeit dargestellt wird. Bei dem vollkommenen fertigen Zustande kann die Poesie, als bei ihrem Ziel, nur aufhören.

mochte“, weil er an dem πάθος hängen blieb, ist reich an Liedern der Andacht, die doch nicht im Stande waren, seine Existenz zu erbauen, — und Goethes heilig glühendes Herz (in dem die höchste Idee wirkte und lebte) dichtet den Prometheus!

Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!

Es kann kein Zweifel darüber walten, daß diese Worte den eigentlichen Gehalt der Künstler-natur ganz und gar in das ἦθος legen. Die Hoheit und Reinheit der Gesinnung, wenn sie von unverkümmerter sinnlicher Fülle getragen wird und sie durchdringt — „in Euern Willen“ d. h. in die Summe des natürlich-sinnlichen Lebenstriebes soll die Gottheit aufgenommen werden — macht auch den großen Dichter. Auf die Verschmelzung der Idee mit dem sinnlichen Leben ist dabei aller Nachdruck zu legen; die Kunst hat nur ästhetisch zu wirken. Aber die höchste ästhetische Wirkung wird bedingt durch den höchsten ethischen Gehalt; das zeigt die Entwicklung unseres größten Dichters in Leben und Dichtung, das zeigen auch seine meisten hierher gehörigen Aussprüche, vor allem die unmittelbaren Bekenntnisse in seinen Gedichten. So knüpft auch der Schluß von Goethes Urteil über Günther: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten“, die Schwächen des Dichters ganz an den Mangel an ethischer Kraft. Denn Leben und Dichten zerrann Günther nicht etwa gleichzeitig, das Dichten nicht blos, weil ihm das Leben zerrann, sondern das Dichten von Anfang an in allen Produktionen, seine dichterische Kraft ist fast nie formend und gestaltend, fast keines seiner Gedichte verdient den Namen eines Kunstwerks. „Er wußte sich nicht zu zähmen.“ Jede reine Kunstform ist an sich schon Offenbarung ethischen Gehalts.

Indessen mehr, als solche Erwägungen es vermögen, wird unsere folgende Betrachtung sich selbst rechtfertigen, wenn sie den Wert der Dichtung nach dem absoluten Wert der ausgedrückten Stimmung beurteilt, d. h. nach ihrem ethischen Gehalt. Jedenfalls ist dieser Maßstab klar und bestimmt, durchweg anwendbar und für die Erziehung und den Unterricht der fruchtbarste.

Scheinen nun aber von allen lyrischen Gedichten, die es überhaupt giebt, sich die meisten einer solchen Betrachtung nicht zu entziehen? Was offenbart uns die größte Zahl aller Natur-, Wander-, Liebeslieder anders als eine vorübergehende Stimmung des Dichters, ganz durch einen äußeren Eindruck hervorgerufen, also zusammenfallend mit der elementaren Empfindung! Von der allgemeinen, dauernden Verfassung der Seele, einem inneren, wesentlichen Zustande derselben, erfahren wir dadurch nichts — — — und eben dadurch genug. Denn wessen dichtende Kraft den Ausdruck der Empfindung nicht übersteigt, dessen Seelenleben ist entweder aus Mangel an ethischer Kraft in der Empfindung untergegangen, oder es hat in höheren Zuständen der Entwicklung und für dieselben aus Mangel an Sinnlichkeit nicht Empfindung genug bewahrt, um zur Offenbarung in lyrischer Dichtung zu drängen; und diese Unterscheidung ist, so sehr sie auch durch tauend verfließende Uebergänge in der Praxis ausgeglichen werden mag, theoretisch darum nicht weniger richtig. Die sinnliche Fülle mit ihrem reichen und weichen Gefühl, aus der und über die Goethes ethische Kraft emporstieg, ohne sich jemals von ihr zu trennen, — die Gottheit, aufgenommen in den menschlichen Willen, — ist Goethes Größe als Mensch und Dichter. Daß er als Jüngling schon König über seine Empfindung ward, gab ihm königliche Lieder, wie das: „Es schlug mein Herz“, und daß auf den letzten Höhen seines geistigen Lebens ihm das früh bezwungene Gefühl noch alles war, — daß er die höchsten Interessen der Menschheit und die letzten Gegenstände des Gedankens (das Göttliche) mit der Empfindung erfaßte, — hier noch auf dem Gebiete des reinen Gedankens durch ein von Empfindung ganz volles Herz Dichter blieb, — daß er alle dazwischen liegenden Stufen seiner seelischen Entwicklung empfand — sich selbst empfand — mit einem Selbstgefühl ohne gleichen (Selbstgefühl im eigentlichsten Sinne = innerer Sinn), dadurch diese Empfindung unmittelbaren Ausdruck gewann, daß so seine Lyrik ein vollkommenes Bild von dem Werden einer großen und höchst vollkommenen menschlichen Seele uns vorstellt, — dies allein macht ihn — denn alle anderen Vorzüge teilt er mit anderen Dichtern, — zum größten, streng genommen zum einzigen lyrischen Dichter, weil er in aller Welt allein diese Aufgabe der lyrischen Dichtung, — eine Menschenseele durch den ganzen Verlauf ihrer Bildung unmittelbar darzustellen, — fund gethan und erfüllt hat. — Wenn es wahr ist, — ich will es durch den einzigen typischen Vergleich, den uns die Geschichte unserer Litteratur bietet, zu erhärten suchen — daß sich Goethes Lyrik wesentlich durch den Wert der

geoffenbarten Stimmungen von anderen unterscheidet, so ist ethische Betrachtung zu ihrem Verständnis unentbehrlich; und wenn die Reihe der geoffenbarten Stimmungen eine vollständige, also zusammenhängende ist, so ergibt oder ist vielmehr das Verständnis dieser Reihe, ein Verständnis des ganzen Seelenlebens in seinen Grundzügen. Ein solches, aus der Dichtung gewonnenes Bild wird freilich ein Idealbild werden müssen und von flüchtigen, aber realen Zufälligkeiten nichts enthalten. Aber an einem solchen Idealbilde ist mehr gelegen, als an dem realen; es ist auch wahrer als dieses, weil es nichts Unwesentliches enthält, nichts, was auch hätte anders sein können. Der Jugend insbesondere kann nur mit einem solchen Idealbilde gedient sein. Es bedarf zur Zeichnung dieses Bildes keines neuen Stoffes, aber der von jeher vorhandene ist durchaus noch nicht genügend durchgearbeitet, noch nicht nach seinem ethischen Gehalt gesichtet. Wenn Viktor Hehn das Lied: „Im Felde schleich ich still und wild“ in direktem Vergleich weit über das Märlied „Wie herrlich leuchtet mir die Natur“ stellt, wenn letzteres ihm nur „aus den seit Hagedorn geläufigen Ausrufen besteht und auch von Gleim, Uz oder J. G. Jacobi hätte gedichtet sein können“, so läßt dieses Urteil den ethischen Gehalt ganz außer Acht, was nur dann gerechtfertigt ist, wenn der Ausdruck sich mit diesem nicht deckt. Hehn würde sicher in ernste Verlegenheit geraten sein, wenn man ihn nach einem Liede von Gleim, Uz oder Jacobi gefragt hätte, das sich auch nur in dieselbe Art und Gattung unterbringen ließe, — dann aber stellt er den aus sich selbst verschlagenen, sich selbst suchenden Goethe über den, der im Besitz und Gefühl seiner ganzen Seele sich befand, und wenn er das mit dem Menschen nicht thun wollen, darf er es mit dem Dichter auch nicht. Die weichere Tongebung, das Dämmernd-zarte in der Stimmung von Jägers Abendlied ist zwar nicht weichlich unmännlich und krankhaft zu nennen, ist aber auch nicht so gesund, daß das schöne Gedicht nicht aus einer weichlichen, unmännlichen und krankhaften Seele stammen könnte. Wenn eine innige Bewegung der Seele, mit heiterer Kraft und Klarheit und vollem Selbstgefühl verbunden, einen erstrebenswerteren seltsamen Zustand ausmacht als trübe Sehnsucht, so muß ein Gedicht, in dem sie sich mit gleicher Vollkommenheit ausdrückt, auch um ebenso viel höher stehen — oder es giebt überhaupt keinen Maßstab des Vergleiches. Die Poesie ist nur Ausdruck der Menschheit und kann nicht mit anderem Maße gemessen werden als diese. Wollten wir den starken, klaren, gesunden, selbstbewußten Goethe aus seinen Werken streichen, was übrig bliebe, stände auf einem Niveau, auf dem noch mancher steht; durch seine Gesundheit und Kraft überragte Goethe die andern.

Wenn wir, im Dichter den Menschen suchend, nach der untersten Stufe, der Grundlage für die Entwicklung beider, d. h. derjenigen Stufe, auf der die Sinnenempfindung allein herrscht, fragen, so finden wir dieselbe bei Goethe nicht. Ein Lied des reinen Pathos der Sinne hat Goethe nicht gedichtet. Die graziösen Ländeleien der Leipziger Zeit sind leer von Leidenschaft. Tiefe Empfindung für die Schönheit der Natur lebt in den beiden Liedern: „Die schöne Nacht“ und „An Luna“. Was am Schlusse des ersten Liedes Ausdruck der Liebesleidenschaft sein soll, ist nur wigige Pointe, die bei aller Grazie der Form nicht nur selbst keine wahre Empfindung darstellt, sondern auch den Glauben an die Wahrheit der vorher ausgedrückten Stimmung erschüttert. Der Vergleich zwischen dem Eindruck der Natur und der eigenen Empfindung im Herzen des Dichters, der in späteren Liedern so echt und groß wirkt, ist hier ein rein mechanisches Mittel, welches die der gewünschten entgegengesetzte Wirkung thut, weil der Eindruck der Natur so hoch gesteigert wird, daß er — wenn echt — von keinem andern Gefühl übertroffen werden kann. Die Worte:

O wie still ist hier zu fühlen,

Was die Seele glücklich macht

würden für sich, aus ernster Seele quellend, eine Stimmung andeuten ähnlich derjenigen des Liedes: „Der Du von dem Himmel bist“ — und nach einer solchen Stimmung dieses: „und doch wollt' ich Himmel Dir u. s. w.“? Man würde eben Unrecht thun, das Lied so ernst zu nehmen; es ist ein phantastisches Spiel des Dichters mit Gefühlen, die er beide nur halb fühlt und zur andern Hälfte sich nur denkt. In einer unreifen Seele kann die Mittlerin Phantasie, die die Vernunft herabzieht und die Sinnlichkeit erhebt, weil sie beide ihres Ernstes entkleidet, diese Gegensätze in diese

Rangordnung stellen; die reife Seele des Dichters, der es mit Empfindung und Vernunft gleicher, voller Ernst ist, in der die Phantasie nicht mehr Stellvertreterin, sondern Dienerin beider ist, kehrt die Rangordnung um. Die besprochenen Zeilen sind freilich von Goethe nachträglich hereingebracht; sie sind eine Verbesserung, aber nicht des ganzen Gedichtes, sondern nur dessen, was ursprünglich an ihrer Stelle gestanden, weil sie den Ausdruck mächtigen und den Gehalt vertiefen; aber eben durch diese größere Innigkeit und Tiefe vergrößern sie den nur durch die Glätte der Form verdeckten Bruch. Denn auch in der ursprünglichen Form stellt das Gedicht zwar tiefe und lebendige Empfindung für die Schönheit der Natur dar, aber die Sinnesempfindung am Schlusse macht eben wegen des aufs Höchste gesteigerten Ausdrucks jener nicht den Eindruck der Wahrheit. Nach den Worten:

„Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele schmelzen macht,
Flüstert durchs Gebüsch im Kühlen,
Welche schöne, süße Nacht!
Freude! Wollust, kaum zu fassen!“

können wir das Verlangen nach einer höheren Lust nicht mehr ernst nehmen. Eine wirklich empfundene Wollust, die kaum zu fassen ist, läßt kein Verlangen nach einer anderen in der Seele übrig. Ein ganz unbefangener Leser wird dieses freilich schwerlich empfinden, sondern sich durch die Glätte der Form täuschen lassen; aber ein Vergleich mit Dichtern echter Leidenschaft — wie Günther — oder mit dem in späteren Liedern Goethes wie aus den Tiefen der Schöpfung emporquellenden Strom der Empfindung (freilich nie bloß sinnlicher Leidenschaft) lehrt es unwiderleglich.

Auch die Schwärmerei des unendlich Zarten und graziosen Liedes „An Luna“ ist nur deshalb vollkommener Offenbarung wirklichen Daseins, weil sie sich als Schwärmerei giebt, weil die Phantasie nicht die Empfindung vertreten will, sondern als das auftritt, was sie ist.

Endlich wird auch der Gegenstand der sittlichen Empfindung in dem duftgewobenen überzarten Liede „Unschuld“ in der zweiten Strophe in Dunst und Nebel aufgelöst, und der reale Empfindungsgehalt der ersten Strophe dadurch zerrieben und verflüchtigt. Man bewundert des Dichters Phantasie, die der zartesten Empfindsamkeit sich dienend anschmiegt und das zarteste Bild darreicht, aber man fühlt auch, daß das Wichtigere, die reale Empfindung, sich und ihren Gegenstand zur Phantasie verflüchtigt.

Graziösere, leichtere und beflügeltere Lieder als in Leipzig hat Goethe später nicht mehr gedichtet; „wie im Hauch ätherischer Wonne das leichtste Wölklein“ schwimmen sie, und für die Leichtigkeit und Freiheit seines Herzens genügt ihm ja nicht einmal dieses Bild. Aber des Vollgehaltes echter, tiefer Empfindung entbehrt der Dichter*) wie seine Lieder, und erst dem neugeborenen Straßburger Goethe wird das große, mächtig schlagende Herz Centrum des Lebens und Quelle der Dichtung; da aber tritt auch gleich in Leben und Dichtung, die sich nun nicht mehr trennen, neben die Empfindung, die meisternde Vernunft; — — — die Idee des freien Ich zeigt sich wirksam und verleiht dem Dichter wie seinen Liedern ihren Wert.

Ein Vorgänger Goethes, ein der Naturanlage nach ihm höchst verwandter Geist, dem Goethe selbst die wärmste Anerkennung gezollt, von dessen Dichtung und Geschick Goethe so viel gelernt, daß wir sein Wesen als eine Vorstufe zu Goethes eigener Entwicklung ansehen müssen, ist bei der Sinnesempfindung stehn geblieben; zu ihm wende ich mich und darf dabei wohl auch Einiges über Goethes Verhältnis zu ihm mittheilen, was mit der Idee, die meinen Betrachtungen zu Grunde liegt, nicht in Zusammenhang steht.

*) Trotz der wilden Bewegung in einzelnen Briefen aus dieser Zeit.

G ü n t h e r.

Christian Günthers Gedichte sind heute so unbekannt, wie sie es fast verdienen. Seine dichterische Persönlichkeit, die aus seinen Gedichten wie aus einer Menge Schutt herauszu-graben ist, hat Goethe erkannt und gewürdigt, dessen so warmes, wie scharfes und bestimmtes Urtheil ihm eine hervorragende Stellung in der Geschichte unserer Litteratur endgiltig gesichert hat. Gervinus hat ganz anders über dies untaugliche Subjekt, wie er Günther nennt, geurtheilt, und Goethe behandelt, als kenne er Günther nur vom Hörensagen. Dies Urtheil von vorne herein zu überhören sind wir Goethe schuldig — und auch Gervinus, obwohl wir seinem großen Namen durch den zunächst sich aufdrängenden Zweifel an seiner Vertraulichkeit mit Goethes Urtheil über Günther gewiß weniger zu nahe treten würden, als er Goethe zu nahe getreten ist.

Günther stand in seiner Zeit allein; denn er war ein echter Dichter der Empfindung und Phantasie, dabei durch volle und gesunde Sinnlichkeit von vorne herein gegen die Auswüchse beider gesichert, die sechzig Jahre später so reichlich wucherten, und festgehalten in den Schranken der Wahrheit und Natur. Daher erkennt sich Goethe selbst oder wenigstens die erste Grundlage seiner eigenen Dichternatur in ihm wieder und reicht ihm über Jahre und Namen, die beide trennten, hinaus die Hand, nennt ihn einen Poeten im vollen Sinne des Wortes und rühmt ihm nach, daß er alles befaß, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen und zwar in dem gemeinen, wirklichen Leben. Aber Goethe schließt mit dem strengen Verdikt: „Er wußte sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ Die Klarheit dieses Urtheils ist nicht bloß dazu da, Günthers Wert und Unwert zu beleuchten, sondern einen unzweifelhaft in dem Urtheil enthaltenen Vergleich mit Goethe selbst, wenn auch nur im großen Umriß, erschöpfend abzu-schließen; ihn auszuführen ist die Litteraturgeschichte durch Goethes Andeutungen aufgefordert, die Uebereinstimmung zwischen beiden und etwaige Spuren eines Einflusses auf Goethe müssen Günther zu gut kommen und können Goethe nicht schaden, der Gegensatz aber wird so umfassend und deutlich, wie schwerlich ein anderer Vergleich, zeigen, was Goethe der ihm so eigenen Kraft, sich zu zähmen, verdankt, und welche ungeheure Klüft zwischen zwei im Ubrigen so verwandten Naturen durch diese Kraft, die den höchsten Besitz des einen und den schwersten Mangel des andern bezeichnet, sich auf-thut. Der Anlage nach ist niemand so würdig mit Goethe verglichen zu werden wie Günther, dem Resultat nach kommt bei diesem Vergleich niemand so schlecht weg wie er; eben deshalb ist dieser Vergleich auch für das Verständnis Goethes von großem Wert. Wo Goethe, was er andern ver-dankt, vom eigenen Verdienste scheidet, nimmt er für sich selbst nichts in Anspruch als die Energie des reinen großen Willens. Den Zusammenhang seiner Größe mit dieser von ihm selbst gewiesenen Quelle im weitesten Umfange zu erkennen, ist ein Vergleich mit Günther von typischer Bedeutung. Einen Dichter von gleicher Beanlage, der so ganz bei der sinnlichen Empfindung stehen gelieben wäre wie Günther, haben wir nicht mehr. Außerdem haben ja alle späteren, die etwa heranzu-ziehen wären, von Goethe gelernt.

Ein Poet im vollen Sinne des Wortes ist dadurch noch kein großer Dichter; ja, nicht alle großen Dichter waren Poeten im vollen Sinne des Wortes. Wir haben manche Poeten im vollen Sinne des Wortes — wenige große Dichter — aber nur einen Poeten im vollen Sinne des Wortes, der auch ein großer Dichter war, — weil er ein großer Mensch war. —

Wie überall dient auch in der Charakteristik Günthers die lässige Anmut und Schönheit von Goethes Sprache zur Umkleidung eines höchst soliden Gerüstes von martiger Begriffstrengte; die Aufzählung von Günthers Dichtergaben beginnt er mit derjenigen, welche die erste und not-wendigste Bedingung jenes hohen Titels ausmacht: er nennt ihn „begabt mit Sinnlichkeit“. Nur durch die Sinnlichkeit strömt der Reichtum des umgebenden Daseins in die Empfindung und Phan-tasie des Dichters ein, erwärmt und belebt sie und hält sie zugleich in den Schranken der Wahrheit und Natur, und Wärme, Lebendigkeit und Wahrheit der Empfindung und Phantasie machen den Dichter im vollen Sinne des Wortes. Aber je größer diese aus der Sinnlichkeit fließende Fülle ist, um so mehr bedarf es der Energie des ureigenen, von der Sinnlichkeit ganz unabhängigen Da-seins, um die Fülle der Sinnlichkeit zusammenzufassen und zur Höhe zu zwingen; ohne diese Energie

zerfließt sie, und das ist Günthers Fall, der aus Mangel derselben vom großen Dichter so weit entfernt ist, wie vielleicht keiner unserer Poeten im vollen Sinne des Wortes.

Wir werden erkennen, daß Goethe auf seinen eigenen Pfaden Günthers Spuren gefunden, daß diese sich aber bald verloren, weil das Größte an Goethes Größe als Mensch und Dichter Günther abging: die Selbstbeherrschung, die Behauptung des Ich in seiner Reinheit und Selbstständigkeit einer unendlichen Fülle der Sinnlichkeit gegenüber.

Je trouve dans cette maxime
tous les préceptes réunis
tout ce que je sens, je l'exprime
ne sens-je plus rien, je finis.

Kürzer als in diesen Zeilen des de la Motte, die er einem Gedichte als Motto voranstellt, konnte Günther den Werth seiner Dichtung und — unbewußt — ihren Mangel nicht aussprechen. Sein ganzes Dichten entsprang der Empfindung des sinnlich gegenwärtigen Zustandes seiner Person, es ist sein Leben. Von frühesten Jugend an haben sich die Muses zu ihm gesellt und ihn nie verlassen. Alle Zustände seines Gefühls finden Ausdruck in seinen Gedichten: reiner und unreiner Lebensgenuß, Wehmut über dahinschwindendes Glück, zurückblickende Sehnsucht, Abwehr des Unglücks durch Entsagung und Selbstzufriedenheit, Reue, Verzweiflung, der Jammer des bittersten Glendes und schmutzigster Armut; bis zum letzten Hauche seines unendlich traurigen Lebensendes konnte er alles sagen, was er litt. So ist auch er sich der Dichtergabe bewußt, als der eigensten unverlierbaren, nie versagenden Kraft seines Lebens, die ihn beglückt und tröstet in jeder Lage:

Ihr (Muses) habt mich von Geburt umfangen
Gesäugt, geführt, geschützt, ernährt
Und, wenn mir Freund' und Trost entgangen
Dem Herzen allen Gram verwehrt. —

Ein Vager an den grünen Flüssen
Ergötzt mich in gelehrter Ruh,
Hier kann ich alle Noth verfluchen,
Hier richtet niemand, was ich thu.
Hier spiel ich zwischen Lust und Bäumen,
So oft die Sonne kommt und weicht,
Und ehre die in meinen Reimen,
Der nichts an Treu und Schönheit gleicht.

Sie ist das teuerste Gut seines Lebens:

Du weiß' und ewiges Erbarmen,
Das überschwänglich ist und thut

Erhalt mir Weisheit, Kunst und Dichten

Wie seine Empfindungen Quelle und Gegenstand seiner Dichtung sind, so ist ihre Sprache die schlichte, innige, ursprüngliche Sprache der Wahrheit, die, wenn auch nicht frei von Pedanterie und steifer, umständlicher Breite, doch jeder Anforderung des Metrums und des Reims gegenüber natürlich und ungesucht bleibt. Für jeden Zustand seiner so schwankenden und wechselreichen Stimmung steht ihm der überzeugende Ausdruck zu Gebote. So ist sein Dichten zum vollkommenen Spiegel seines Lebens geworden, der Mensch offenbart sich im Dichter; aber dieses Leben und dieser Mensch sind „gemein“ und „wirklich“, in den Reizungen und Bedürfnissen der sinnlichen Natur und in den sie begleitenden Freuden und Schmerzen sich ganz erschöpfend. Der aus dieser reichen Natur überall emporprießende Geist vermag sich ihrem mütterlichen Schoße nie ganz zu entwenden, nie die ihm bestimmte Freiheit und Herrschaft anzutreten. In dieser Gebundenheit an die sinnliche Natur sind das traurige Geschick seines Lebens und die Schranken seiner Dichtung begründet. „Er wußte

sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten.“ — Weil die Thätigkeit seines Geistes nie frei war von dem sinnlich gegenwärtigen Zustande seiner Person, findet sich unter all seinen Gedichten — ein Fall der bei einem so außerordentlich fruchtbaren Dichter vielleicht einzig dasteht, — keines, das einem freien geistigen Interesse seinen Ursprung verdankt: Seine reiche Kenntnis des Altertums, der Geschichte und Natur, — Goethe nennt ihn kurz „vielfach unterrichtet“ — die fruchtbarste und schärfste Beobachtung des Menschenlebens erfüllen seine Phantasie mit einem erstaunlichen Reichtum an Bildern, die aber nur dem Ausdruck des gegenwärtigen Zustandes seiner sinnlichen Persönlichkeit zu dienen bestimmt sind. Wohl zeigt sich z. B. in der Ode auf den Frieden zu Passarowitz hohe Meisterchaft in der Zeichnung fremder Zustände, aber die wenigen Stellen dieser Art verschwinden in der breiten Masse leeren rhetorischen Schwulstes und zeigen nur, was Günther hätte sein können, wenn er seiner Empfindung Herr gewesen wäre und aus diesem üppigen Boden seiner Dichternatur höhere Kräfte emporzutreiben vermocht hätte. Er konnte in dieser Ode seinem Grundsatz: ne sens-je plus rien, je finis nicht treu bleiben, mußte mehr schreiben, als ihm sinnlich nahe ging, und damit verließ ihn der beste Teil seiner Kraft. Wo seinem augenblicklichen Zustande ferne Bilder durch die sehnsüchtige Erinnerung seinem Herzen nahe gerückt werden — in den Liedern auf entschwundenes Glück des Kindes und des Jünglings — wird die Klarheit der Anschauung und Darstellung von der Wärme des Gefühls getragen und von Anfang bis zu Ende aufrecht erhalten. Innig, schlicht und wahr, von einer Leichtigkeit und Anmut der Sprache, die uns größtenteils vergessen läßt, daß er lange vor dem Aufschwung unserer Litteratur dichtete, sind diese Lieder die schönsten Gaben seiner Muse. Dem persönlichen Interesse sind sie entsprungen, aber durch die zeitliche Ferne ist ihr Gegenstand in einen Abstand gerückt, der dem Dichter mehr geistige Freiheit verstattete, als in den glühenderen Liedern augenblicklicher Leidenschaft sich offenbart. Die Thätigkeit des vom Sinneninteresse freien Geistes, die auch dem echten Gelegenheitsgedichte erst den Wert und die Wirkung eines Kunstwerkes verleihen muß, fehlt auch ihnen. Unstillbarer Sehnsucht und hoffnungsloser Resignation entsprungen, rühren und bewegen diese Lieder mit der ganzen Macht der Wahrheit; die eigentliche Aufgabe eines jeden Kunstwerkes, die Befreiung des Geistes von jeder trüben Erdenstimmung, erfüllen auch sie nicht. Mit dem Reich der reinen Formen hat Günthers Dichtung nichts zu schaffen. Weil sie nur reine Gelegenheitsdichtung ist, ist sie auch von der erdigen Schwere des Lebens und der Wirklichkeit nicht frei. Keines seiner Gedichte ist ein Kunstwerk. Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Komposition fehlt selbst den Liedern. In regellosen Wogen flutet Stimmung und Empfindung durch sie dahin und findet Grenze und Maß nicht an der Fassung des Geistes, sondern in der eigenen Ermattung. Wirkames und Bedeutungsvolles steht neben Breitem und Flachem, wie in einer ungehemmt sich ausbreitenden Flut Tiefes und Leichtes aneinanderstößt. — So zerrinnt Günthers Dichten nicht nur im Ganzen wie sein Leben, sondern auch in allen einzelnen Produktionen. In herrlichen Bildern, in leichtem Scherz wie in heißendem Wit, in vollkommener Herrschaft über Metrum und Reim leuchtet der Geist überall heraus; ein Ganzes formt, trägt und beherrscht er nie. — Diese völlige Gebundenheit an Leben und Wirklichkeit, die die Kraft und Schwäche von Günthers Poesie ist, macht seine Lieder oft zu strophisch gebauten Episteln an die Geliebte und verleiht ihm besondere Stärke in der eigentlichen elegischen Epistel. Einem bestimmten Anlaß entsprungen und bestimmtem Zwecke geweiht, verträgt die Epistel nicht nur den stofflichen und erdigen Gehalt, der das Lied beschwert, sondern gewinnt durch ihn an individueller Kraft und Wirkung.

Ich lasse hier eine Reihe von Strophen aus Günthers Dichtungen folgen ohne den Anspruch, gerade das Bedeutendste getroffen zu haben; die Auswahl ließe sich leicht durch Gleichwertiges aus der sehr großen Zahl erhaltener Gedichte vielfach vermehren; Einiges ist auch nur wegen augenscheinlicher Uebereinstimmung mit Goethe aufgenommen:

Aus einer Abschiedscantate.

Der Abschied ist genommen,
Doch nicht in Ewigkeit,
Doch nur auf kurze Zeit,
Doch nur auf's Wiederkommen.

An Slavien.

1. Nun warte Flavia, das will ich Dir gedenken!
Du kennst den schmerzlichen Verdruß,
Wenn Lieb' und Sehnsucht warten muß,
Und kannst mich so empfindlich tranken;

2. Du nennst mir Zeit und Ort, Du schwurst
mir gleich zu kommen,
Ich lausch', ich zähl', ich hoff' und fleh',
Das Mondlicht hat, soviel ich seh',
Fast um ein Viertel zugenommen.
Es täuscht mich Schatten, Hahn und Wind,
Ich mein', ich seh' Dein Bild, so sind es
nur Gedanken,
Und regt sich was um Strauch und Planke,
So schleich' und zisch ich nur: Ach! Kommt
Du? Komm mein Kind!

3. Die Nacht ist Niemand's Freund; sie ist
vielleicht erschrocken.
— Verliebte sicht kein Blendwerk an!
Die Mutter ist nicht Schuld daran,
Denn jeso ruh'n Gestrick und Roden.
Wie? Wenn das Mädchen untreu wär?
Dies kenn ich auch zu gut, es thut mir nichts
zum Pöffen;
So geh' und mach' ich tausend Glossen
Und sinne, doch umsonst, mit Unruh' hin
und her. u. s. w.

Auf Leonoren.

3. Ihrer Kleider nette Schwärze
Zeigt mir ein vergnügtes Licht,
Welches wie des Mondes Kerze
Zärtlich aus den Wolken bricht
Und der Hoffnung, die sie liebt,
Einfluß und Ergezung giebt.
4. Selbst die Schönheit von Gemüte
Bricht durch Blick und Antlitz vor,
Und der Reden Geist und Güte
Kizelt oft ein lauschend Ohr;
Daß mich auch das Zusehn schmerzt,
Wenn sie mit Gespielen scherzt.

Zu einer Abendmusik.

1. Befördert ihr gelinden Saiten
Den sanften Schlummer süßer Ruh!
Rhodante legt die müden Glieder,
Der Arm wird schwach, das Haupt sinkt nieder
Und schlägt die holden Augen zu.
2. Ihr angenehmen Nachtbetrüger,
Ihr süßen Träume schleicht herein!
Und suchst wie Bienen jungen Rosen
Der schönsten Seele liebzutosen,
Und nehmt so Herz als Lager ein.

4. Der Himmel wacht mit tausend Augen,
Doch nicht so gut als meine Trenn,
Die wacht und läßt sich nichts ermüden,
Bis daß sich Leib und Geist geschieden,
Und trägt dein liebstes Conterfey.

6. Schlaf' bis der Morgenröte Flügel
Der Welt die Farben wiederbringt.
Die Eintracht mein und Deiner Flammen
Stimmt mit dem Glücke so zusammen,
Als jetzt mein Abendopfer klingt.

Als Leonore sich endlich zum Lieben
bewegen ließ.

1. Leonore ließ ihr Herze
Nicht länger unempfindlich sein,
Sie räumt' es nach so langem Schmerze
Dem wohlbekannten Dichter ein
Und ließ ihn unter Schwur und Küssen
Den Anfang ihrer Neigung wissen.

2. Sie nahm ihn in die treuen Armen
Und sprach bei zärtlicher Gewalt:
Hat ja der Himmel ein Erbarmen,
So gönnt er mir den Aufenthalt,
Bis daß ich in dem sanften Grabe
Das Ziel der Angst erlanget habe.

3. Drauf schwieg sie mit verwandten Blicken
Und strich des Dichters Angesicht,
Ergezt ihn durch ein Händedrücker
Und sprach von Neuem: Ach mein Licht!
Ach! Wird auch dieses mein Verbinden
Dein Herz beständig treu erfinden?
u. s. w.

Zu einer Idylle, in welcher der Dichter
Selimor (Günther) seinen Liebesgram in
die Einsamkeit des Waldes trägt, redet er
die Nachtigallen an:

Ihr kleinen Schwäger habt gut lachen,
Ihr liebt und könnt' Euch glücklich machen,
Ihr scherzt und buhlt mit wem ihr wollt
Und braucht doch weder Schmach noch Gold;
Die Mode wehrt Euch keine Freude,
Ihr dürst vor keiner Thüre stehn.
D stecket ihr in meinem Kleide,
Das Singen sollt' Euch wohl vergeh'n.

Gegen das Ende heißt es:

Hier schwieg der müde Selimor,
Zerlegte sein benetztes Mohr

Und wollte gleich den Rückweg suchen;
Und weil er noch zwei glatte Buchen
Für seinen Schmerz bequem befand,
So schnitt er mit geübter Hand
Ein traurig Denkmal in die Rinden:
O Himmel laß in dieser Schrift
Manch' treues Aug' Ergezung finden
Und schone, wenn dein Blicke diese Gegend
trifft!

Auf der Abreise von Dresden in sein
geliebtes Schlesien.

1. Kommt, tröstet mich ihr alten Tage
Und laßt Euch einmal wiedersehn,
Sonst muß ich bei so scharfer Plage
Den Tod um Hülf' und Rettung flehn.
Ihr martert mein bedrängtes Herze,
Ihr seid es, was mein Leid verstärkt;
Denn wüßt' ich nichts von Eurem Schmerze,
So hätt' ich kaum die Not gemerkt.
3. Dort saß ich noch im Rosengarten,
Dort wünscht' ich nichts als Ewigkeit
Der süßen Arbeit abzuwarten,
Mit der mich Lehnchens Gunst erfreut.
Dort spielt ich mit dem lieben Kinde
Früh, Mittags, Abends, durch die Nacht,
Und hielt den Augenblick für Sünde,
Den ich und sie getrennt vollbracht.
5. Wieviel vergnügt' und gute Lieder
Gerieten mir an ihrer Hand,
Ich ging die Weistris auf und nieder,
Bis daß ich sie am Ufer fand.
Hier scherzten wir in allem Wetter
Oft, eh der Tag die Wolken brach,
Und rauschten dann die Erlenblätter,
So ahmten uns're Küsse nach.
9. Du aber, seliges Gefilde,
Sei hundert — tausendmal begrüßt!
Nun seh' ich, wie gerecht und milde
Des Himmels weiße Führung ist;
Nunmehr erfahr ich dessen Freude,
Der dort den Rauch von Jthaha
Nach glücklich überstandnem Leide,
Wie ich mein Striegau, wiederjah.
10. Du weiß' und ewiges Erbarmen!
Das überschwänglich ist und thut,
Vergnüge mich in Lehnchens Armen
Und schenk' uns nur ein kleines Gut;
Erhalt mir Weisheit, Kunst und Dichten
Und laß mich, wenn mein Körper fällt,

Kein blind und giftig Urtheil richten,
So neid' ich Keinen auf der Welt.

Als er 1719 wieder nach Schweidnitz kam.

1. Du ehemals liebster Ort der treuen Leonore!
Wie zärtlich rührt mich nicht der Anblick
Deiner Thore,
Wodurch ich damals oft an ihrer Hand
spaziert!
Dort merk' ich schon den Raum, worauf
wir uns versprochen,
Dort blickt der Altan vor, auf dem wir
sechzig Wochen
Die Wächter hinters Licht geführt.
2. Seid tausendmal begrüßt, ihr Felder, Sträuch'
und Bäume!
Ihr kennt wohl diesen noch, von dem ihr
so viel Keime,
So manches Lied gehört, so manchen Kuß
gegeh'n.
Besinnt Euch auf die Lust der heitern
Sommernächte!
Was meint ihr, wenn mein Wunsch nur
eine wiederbrächte,
Das wird wohl nimmermehr gescheh'n.
3. Wo find' ich aber nun mein Allerliebstes
wieder?
Berrät' mir gar kein Gras das Lager ihrer
Glieder?
Ich spüre keinen Schritt, die Sommerstüb'
ist leer.
Wie traurig scheinst du mir, du nicht mehr
schöner Garten!
Du hast ja zween gehabt, was soll ich einsam
warten?
Ach stell' auch beide wieder her!
u. s. w.

An seine Leonore, die immergrünende
Hoffnung

1. Stürmt, reißt und rast, ihr Unglückswinde,
Zeigt eure ganze Tyrannei!
Verdreht, zerschlist so Zweig als Rinde
Und brecht den Hoffnungsbaum entzwei!
Dies Hagelwetter
Trifft Stamm und Blätter,
Die Wurzel bleibt,
Bis Sturm und Regen
Ihr Wüthen legen,
Daß sie von Neuem grünt und Äste treibt.

2. Mein Herz giebt keinem Diamanten,
Mein Geist den Eichen wenig nach;
Wenn Erd' und Himmel mich verbannten,
So trotz ich doch dem Ungemach.
Schlagt hüttere Feinde,
Weicht falsche Freunde!
Mein Heldenmuth ist nicht zu dämpfen,
Drum will ich kämpfen
Und sehn, was die Geduld für Wunder thut.
3. Die Liebe schenkt aus güldnen Schalen
Mir einen Wein zur Tapferkeit.
Sie spricht mir guten Sold zu zahlen
Und schiebt mich in den Unglücksstreit.
Hier will ich kriegen,
Hier will ich siegen;
Ein grünes Feld
Dient meinem Schilde
zum Wappenbilde,
Bei dem ein Palmenbaum zwei Anker hält.
u. f. w.

An Leonore.

1. Gedenk an mich und sei zufrieden
Mit dem, was Glück und Zeit bescheert!
Wir werden noch einmal geschieden
Und scheinen solcher Prüfung wert.
Die wahre Treu erinnert Dich,
Halt an, halt aus und denk an mich!
2. Gedenke der vergangnen Tage!
Wie manches Kreuz, wie manche List,
Wie manche Lust, wie manche Plage
Bereits damit vergangen ist!
Gedenk an Altan, Hof und Herd,
Wobei sich Dir mein Herz erklärt.
3. Gedenk an unser Abschiednehmen,
Insunders an die letzte Nacht,
In der wir mit Gebet und Grämen
Die kurzen Stunden hingebracht'
Gedenk' auch an den treuen Schwur,
Der dort aus Deinen Lippen fuhr!
4. Gedenk an mich an jedem Morgen
Und wenn die Sonne täglich weicht!
Gedenk an mich bei Fleiß und Sorgen,
Mein Bildnis macht sie süß und leicht!
Verlegt Dich auch der Mißgunst Stich,
Der beste Trost: Gedenk an mich.
6. Gedenk auch an mein heut'g Küßten,
Es giebt der Hoffnung frische Kraft,
Es wird Dein Warten trösten müssen,

Es nährt die alte Leidenschaft!
Doch denk' auch endlich, liebst Du mich,
Allzeit und überall an Dich. —

1. Ich nehm in Brust und Armen
Den schweren Abschiedstuf;
Der Himmel hat Erbarmen,
Indem er trennen muß.
Ich küsse, wein' und liebe,
Mein treues Vorchon spricht:
Sie habe gleiche Triebe!
Wie aber? Weint sie nicht!

(Leonorens Antwort!)

2. Du suchest ja Dein Glück,
Das hier wohl nicht mehr blüht,
Ich hasse das Geschick,
Das uns von jammern zieht
Ach sähst Du meine Schmerzen,
Ich schweige, wert'es Licht!
Ich liebe Dich von Herzen,
Und darum wein' ich nicht!

An Leonore.

1. Bist Du noch die Leonore,
Der so manch' verliebter Schwur
(Sinne nach, bei welchem Thore!)
Unter Kuß und Schmerz entfuhr,
Ach, so nimm die stummen Lieder
Eben noch mit dieser Hand,
Die mir ehemals Herz und Glieder
Mit der stärksten Reizung band.
u. f. w.

An Leonore. (Bei der Trennung, als sie im Begriffe war, einem anderen Manne die Hand zu reichen).

1. Will ich Dich doch gerne meiden,
Gieb mir nur noch einen Kuß,
Gh' ich sonst das Letzte leiden
Und den Ring zerbrechen muß!
Fühle doch die starken Triebe
Und des Herzens bange Qual!
Also bitter schmeckt der Liebe
So ein schönes Henkermahl.
3. Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun Dir selbst ihr Mitleid kund;
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen sie um unsern Bund.

Diese zährenvollen Rinden
Rigt die Unschuld und mein Flehn,
Denn sie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugeh'n.

5. In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich flieh'n,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verschrecht'm Wilde zieh'n,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrein,
Und da soll ein Grab voll Raube
Milder als dein Herze sein.
u. s. w.

An seine Magdalis.

2. Des Monden Antlitz steht die Fluten
Der stummen Wehmut kläglich an;
Die Geister wollen mir verbluten,
Weil ich mein Kind nicht sprechen kann.
Ich denke der vergangenen Zeit,
Von der mich die Verschwendung reut.

Als er der Phyllis einen Ring mit einem
Todtenkopfe überreichte.

1. Erschrick nicht vor dem Liebeszeichen,
Es trägt unser künftig Bild,
Vor dem nur die allein erblichen,
Bei welchen die Vernunft nichts gilt.
Wie schießt sich aber Eis und Flammen?
Wie reimt sich Lieb' und Tod zusammen?
Es schießt und reimt sich gar zu schön,
Denn beide sind von gleicher Stärke
Und spielen ihre Wunderwerke
Mit allen, die auf Erden geh'n.
2. Ich gebe dir dies Pfand zur Lehre:
Das Gold bedeutet feste Tren;
Der Ring, daß uns die Zeit verheere,
Die Täubchen, wie vergnügt man sei.
Der Kopf erinnert dich des Lebens,
Im Grab ist aller Wunsch vergebens,
Drum lieb' und lebe, weil man kann,
Wer weiß, wie bald wir wandern müssen!
Das Leben steckt in treuen Küssen,
Ach, fang den Augenblick noch an!

An Phyllis.

2. Liebste Seele! laß dich finden!
Ich spaziere durch die Linden,
Durch die Thäler, durch den Hain
In Begleitung süßer Pein.

Ich durchstreiche Strauch und Höhlen,
Such' in Wäldern weit und nah'
Die Vertraute meiner Seelen,
Dennoch ist sie nirgends da.

4. Die ihr alles hört und saget,
Luft und Forst und Meer durchjaget,
Echo, Sonne, Mond und Wind,
Sagt mir doch, wo steckt mein Kind?
Soll sie schon vergöttert werden,
Bet' ich sie vielleicht herab;
Oder ziert sie noch die Erden,
O, so reis' ich bis ans Grab.

Auf Phyllis.

1. Liebe! Mindre doch die Plagen,
Denn ich kann sie kaum mehr tragen,
Und die Kräfte treuer Brust
Schwinden unter Schmerz und Lust;
Oder binde mir so lange
Durch den Schlummer Geist und Sinn,
Bis ich meinen Schatz umfange,
Dem ich längst verhehen bin.
2. Jezo lern' ich erst empfinden,
Was dein heimliches Entzünden
Bei so schwerer Sklaverei
Für ein grausam Leiden sei.
Vormals dacht ich auch im Herzen,
Ich erkannte deine Macht,
Aber die' und jene Schmerzen
Sind fühlwahr, wie Tag und Nacht.
3. Philindrene war mir günstig,
Leonore gut und brünstig,
Und von beiden litt ich viel,
Jezo nenn' ichs Kinderspiel;
Philindrenens frühe Leiche
Lockte mir bei Sarg und Grab,
Wie der andern falsche Streiche
Manchen Fluch und Thränen ab.
4. Phyllis läßt mich kaum drei Morgen
Zwischen Hoffnung, Furcht und Sorgen,
Und ich schleiche durch den Thau
Schon vor Armut bleich und grau;
Garten, Wald, Kamin und Linde,
Alles macht mich noch betrübt,
Was mir von dem lieben Kinde
Ein Erinnerungszeichen giebt.
5. Ist mir doch die Welt zu enge,
Macht mir doch das Feld Gedränge,
Und mein mürrisch Angesticht

Nacht dem besten Freunde nicht.

6. Phyllis! Phyllis! Komm doch wieder,
Sonst verlieren Geist und Nicker
Das Vermögen und die Kraft,
Die Dir viel Ergezung schafft;
Licht und Schatten macht die Farben
Und Dein Blick mein Wohlergeh'n;
Muß ich dessen Einfluß darben,
Kann ich nimmermehr bestehn.

u. s. w.

Auf Phyllis.

1. So wißt einmal, ich bin verliebt,
Und zwar in so ein Kind,
Das mir erst Lust zu leben giebt,
So schwer die Zeiten sind.
Sein Kuß ist meiner Seelen Kraft
Und hat an süßer Glut
Fast aller Schönen Eigenschaft,
Nur nicht den Wankelmuth.
2. Es schwächt mir weder Geist noch Leib,
Das denen sonst geschieht,
Die Amors stiller Zeitvertreib
Am Narrenseile zieht.
Es redet mir in Lust und Leid
So klug als freundlich ein,
Und läßt mich in der nächsten Zeit
Des Unsterns Meister sein.

u. s. w.

Als er im Lieben unglücklich war.

3. Mächtig seh' ich tausend Sterne
In der Ferne,
Die mein Geist zu Hülfe ruft;
Alle seh'n mich, alle lachen,

Und nicht einer will noch kann
Mein Verhängnis besser machen.
Ach! Wen ruf' ich sonst mehr an!

An Rosetten.

4. Nach dem Hauche Deiner Lippen
Geht der Sehnsucht schneller Rahn.
Ist die Lieb' ein Meer voll Klippen,
Nimm nur mich zum Anker an!

1. Strophe eines geistlichen Abendliedes.

Der Feierabend ist gemacht,
Die Arbeit schläft, der Traum erwacht;
Die Sonne führt die Pferde trinken;
Der Erdkreis wandert zu der Ruh,
Die Nacht drückt ihm die Augen zu,
Die schon dem süßen Schläfe winken.

Aus „Abschiedsgedanken bei Gelegenheit
einiger schweren Leibeszufälle“.

24. Sage, du begriffneeyer,
Wem ich dich vermachen darf;
Tausend wünschen dich in's Feuer,
Denn du rasselst allzu scharf.
Soll ich dich nun lodern lassen?
Nein! Dein niemals fauler Klang
Rief mich oft ein Herze fassen
Und verdienet bessern Dank.
25. Soll ich dich dem Phoebus schenken?
Nein! Du bist ein schlechter Schmuck
Und, an Helikon zu hengen,
Noch nicht ausgespielt genug:
Opitz würde dich beschämen,
Flemming möchte wiedersteh'n.
Mag dich doch die Wahrheit nehmen
Und mit dir hausiren geh'n!

Diesen Strophen, denen eigene Empfindungen und Erlebnisse des Dichters zu Grunde liegen, seien noch wenige Zeilen aus der großen Menge rein äußerlicher Gelegenheitsgedichte hinzugefügt:

Auf das Absterben der Jungfer Johanna
Magdalena Casparin.

5. Wie wenn ein Dunst Aurorens Strahlen
Durch unverhofften Nebel bricht;
Die Felder hören auf zu prahlen,
Die güldnen Hügel lachen nicht,

Die Wiesen steh'n voll nasser Thränen,
Die müden Schafe strecken sich,
Die Nymphen steh'n in Angst und Sehnen,
Und sehn zwar schön, doch jämmerlich.

6. Von solcher Wirkung ist Dein Scheiden,
Du kalt' und holdes Schmerzensbild!
u. s. w.

7. Dort lauft der hoffnungsvolle Knabe
Aus fromm- und treuer Einfalt zu
Und meint, als ob Dein Aug' im Grabe
Nur ihm zum Scherz und Poffen ruh';
Er rüttelt die erftarrten Glieder
Und fpielt und drückt die Finger noch
Und ftreicht die Wangen hin und wieder:
Ach Schwefterchen erwache doch!

Brunf eines feligen Kindes aus der
Ewigkeit.

1. Krönt, werthe Eltern, meine Leiche
Mit Myrthen, Rosen und Jafmin,
Und laßt die fchönften Blumensträuche
Auf meiner frühen Bahre blühen,
Nachdem der Engel Siegeswagen
Mich ins gelobte Land getragen.
2. Laßt Perlen ftatt der Thränen fallen,
Die Unfchuld braucht fie in mein Kleid.

Das jeelenvollfte Lied, in welchem der Dichter feines verlorenen Jugendglückes gedenkt:
„Wo ift die Zeit, die goldne Zeit,
Wo find die füßen Stunden u. f. w

ift fo bekannt, daß ich daran nur erinnern darf. — — —

Ach hörtet ihr die Lieder fchallen,
Woran fich jetzt mein Ohr erfreut!
Ihr würdet u. f. w.

Auf ein Geburtsfeft.

4. Wie der Sonne frühes Blühen,
Wenn der Tau das Erdreich küßt,
Auf den halbgebrochnen Spigen
Junger Rosenknöpfe fpielt,
Alfo fpielt auf Stirn und Wangen
Eine blumenreiche Pracht u. f. w.

Aus einem Hochzeitsgedichte.

8. Heer der Liebe wie der Tage,
Der Du trenneft und vermählft
Und des Ehftands Luft und Plage
Im Verborgnen wiegft und zählft,
Mische diefe reinen Flammen
Durch des Geiftes Kraft zufammen.

Das harte und ungerechte Urteil, das Gervinus über den Dichter folcher Verie gefällt hat, ift fchon mehrfach zurückgewiefen; erwägen wir ihm gegenüber vor Allem die bedeutungsvollen Umftände, die eine mildere Beurteilung feiner Perfon fordern: „Untauglich“ d. h. nicht ftark genug war Günther allerdings, den großen Gefahren zu entgehen, die ihn bedrohten: Ohne die Mitgabe der Erziehung eines wohlhabenden und ehrenfeften Elternhaufes (feine armen Eltern hat Günther fchon als Knabe verlassen müffen), ohne den dauernden Halt einer von den Eltern ererbten gefellfchaftlichen Stellung, voll leidenschaftlicher und reizbarfter Empfänglichkeit für den Genuß des Lebens, den ihm feine beftechende äußere Erſcheinung und die natürliche Liebenswürdigkeit feines Betragens nur zu fehr erleichterten, durch die ganze Anlage feiner Natur den Einflüffen ftudentifcher Rohheit und Wüftheit ohne Gegenwehr ausgefetzt, verlor er feine körperliche Gefundheit und feinen fittlichen Halt. Ein Hafen, in den das lecke Schiff hätte einlaufen können, fand fich nicht; es ging unter. — Wer wäre folchen Gefahren gegenüber, von denen vielleicht die fchwerften der reichen Beanlagung feiner Natur entſprangen, wohl „tauglich“ gewesen? Was aus Goethe geworden wäre, wenn der ſchiffbrüchige Leipziger Student nicht hinter den Mauern des behägigen Frankfurter Partrizierhaufes Schutz und Pflege einer folchen Mutter gefunden hätte, wiffen wir auch nicht; wurde doch auch feine kraftvoller Wille, feine Neigungen zu beherrfchen, König über fich felbft zu werden, aus dem alles fließt, was ihn über Günther erhebt, erft aus diefem Schiffbruch geboren! — Nun hätte Günther freilich auch Hofpoet bei dem König von Polen und Kurfürft von Sachfen werden können und hat durch feine Betragen diefe Stellung verſcherzt. — Ganz abgesehen von der nicht widerlegten Nachricht, daß er durch die elendefte Kabale um diefe Stellung gebracht ift, gab es eine Hofpoetenftelle, die eine durch und durch wahr und warm und leidenschaftlich empfindende Natur wie Günther hätte bekleiden können, damals überhaupt noch nicht. Er wurde nicht wie Göthe 70 Jahre fpäter auf feiner Dachftube von dem Abgefandten eines nach wahrer menfchlicher Bildung dürftenden Prinzen aufgefucht; er durfte feinem Fürften nicht bei der erften Begegnung an der Tafel eines Gaſthofes als der Belehrende dem lernbegierigen Zuhörer entgegenreten. Was unter anderen Umftänden aus ihm geworden wäre, ift eine müßige Frage; aber bei der innig verwandten urſprüng-

lichen Anlage Günthers und Goethes und der Gleichheit der daraus entspringenden Gefahren liegt in dem jähen Gegensatz zwischen den Umständen, die beider Leben begleiteten, Grund genug, Günther gegen eine Verurteilung seines Charakters zu schützen. Wieviel die Person angehende Umstände Goethes Entwicklung förderten, so viele hemmten die Entwicklung Günthers; vor allem kam er zu früh für den Zustand unserer Litteratur und Sprache, für die Empfänglichkeit des Publikums, für die Form der Gesellschaft. Seine Schwächen aufzudecken, ist Aufgabe litterar-historischer Forschung; ob die größere Schuld ihm oder den unglückseligen Gestirnen zuzuschreiben ist, kann sie nicht entscheiden. — Was Gervinus' Urtheil über Günthers Dichtung betrifft, so geht uns nur die der Wahrheit gerade entgegengesetzte Behauptung an, daß Günther aus seiner Zerrüttung das wenige Leidenschaft geschöpft habe, was die Poesie erzeuhen muß und auch bei den meisten Lesern eben das Glück macht, was nur die ächteste Poesie machen könnte. Die Poesie, die Günther aus seiner „Zerrüttung“ geschöpft hat, ist hie und da noch von erschütternder Kraft, wie die Rede an seine Leber:

Mag dich doch die Wahrheit nehmen
Und mit dir hausiren gehn!

und von ergreifender Innigkeit, wie jenes bekannte:

Wo ist die Zeit, die goldne Zeit,
Wo sind die süßen Stunden u. s. w.

Zum größten Theil aber hört gerade sie sehr naturgemäß auf, Poesie zu sein, weil der Dichter derjenigen Geistesfreiheit, die zu poetischer Verklärung der Empfindung gehört, und die er auch in seinen glücklicheren Jahren nicht genug besessen, im Abgrunde der Not und Verzweiflung gänzlich entbehrte. Danach wird niemand Günther als Dichter beurtheilen wollen. Nicht das wenige Leidenschaft, das er aus seiner Zerrüttung geschöpft hat, erzeuht ihm die Poesie, sondern die ungebändigte Fülle der Leidenschaft, die ihn zerrüttet hat, hat seine Poesie geschaffen und ihre Entwicklung gehemmt. Unter den „meisten Lesern“ endlich, bei denen Günthers Poesie unverdient Glück gemacht haben soll, steht Goethe obenan, der durch sein Urtheil Günthers grandioses Selbstbewußtsein bestätigt hat, dessen Aeußerungen daher den Platz am Schlusse verdienen:

Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit ins Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir alles einerlei,
Wen wahre Lieb' und Weisheit adeln,
Der ist allein vom Sterben frei.

Mit Rosen schmück' ich Haupt und Haare,
Die Rosen tauch' ich in den Wein

Die Rose zieret meine Flöten
Und krönt mich mächtigen Poeten.

Günther und Goethe.

Die stolze Prophezeiung über seinen Nachruhm ist in anderer Weise in Erfüllung gegangen, als Günther geglaubt hat: Seine Dichtung hat durch einen mächtigeren Poeten eine Wiedergeburt in verklärter Gestalt gefunden: Goethes Jugendlyrik ist so innerlich und innig mit Günthers Dichtungen verwandt, daß wir von den zwei Möglichkeiten zur Erklärung dieser Verwandtschaft — zufällige Uebereinstimmung der Anlage und Goethe wohl bewusster Einfluß — nach Goethes Vertrautheit mit dem Dichter und seiner liebevollen Anerkennung uns an die zweite in gleichem Grade halten müssen wie an die erste: Günther ist dem jungen Goethe ein Wegweiser geworden, wie im Leben durch seine Schwächen und sein Geschick, so im Dichten durch seine Schwächen ebenso wie durch seinen Wert. Die Wärme der Empfindung, die Schlichtheit und Wahrheit des Ausdrucks wie seine Leichtigkeit und Glätte, erinnern überall an Goethe; die wässrige Breite aber, die sich auch aus den wenigen Proben, die ich gegeben, nicht ganz hat aussondern lassen, ist mit durch die wuchernde Productivität Günthers zu erklären, die er nie aus Rücksicht auf die dauernde Wirkung seiner Dichtung gemäßigt und gereinigt hat. Er hat immer nur für den Augenblick aus bestimmtem Anlaß und zu bestimmtem Zweck gedichtet, nicht für weitere Verbreitung; zu seinen Lebzeiten sind seine Gedichte nur handschriftlich gesammelt und erst nach seinem Tode im Druck veröffentlicht. — Die ihm eigentümlichen Vorzüge finden sich erst in Goethe wieder, der sie an ihm allein kennen gelernt hat und deshalb unter ihrem Einfluß gestanden haben muß. Goethe hat sich, wie wir bald sehen werden, schon in Leipzig mit Günther beschäftigt und, wenn er es als einen wesentlichen in Leipzig gemachten Fortschritt seiner Dichtung bezeichnet, daß sie sich nunmehr gänzlich zum Natürlichen, zum Wahren neigte, so ist ihm zu dieser Entfaltung seines eigenen Wesens das Beispiel Günthers sicher von Nutzen gewesen. Nur wegen der ganz allgemeinen Verwandtschaft, die, wenn sie sich auch mehr empfinden als im Einzelnen aufzeigen läßt, doch den wichtigsten Grund dazu bietet, hat schon Berthold Rizmänn Günther einen Vorläufer Goethes genannt; aber ein verwandter Geist weht an manchen Stellen, ich möchte sagen, greifbar in Günthers Dichtungen. Wenn man neben dem Anfang von Günthers Lied:

Eleonore ließ ihr Herze
Nicht länger unempfindlich sein

Goethes: Jetzt fühlt der Engel was ich fühle

liest, so könnte man die Uebereinstimmung im Metrum bei der Gleichheit der ausgedrückten Stimmungen und des Gedankes für Zufall erklären, zumal Goethes Strophe im Weiteren bei gleicher Verszahl doch in der Stellung der Reime von Günther abweicht, und auch die Stimmungen beider Gedichte nur im Anfang, in Vergleich gestellt werden können. Stellt man nun aber ein anderes Gedicht Günthers mit Goethes „Christel“ zusammen, so führt die durchgehende Uebereinstimmung in Stimmung und Metrum auf eine innere Geistesverwandtschaft der Dichter. Nur die erste Strophe beider Lieder möge hier stehen:

Auf die Phyllis.

So wist einmal, ich bin verlobt,
Und zwar in so ein Kind,
Das mir erst Lust zu leben giebt,
So schwer die Zeiten sind.
Sein Kuß ist meiner Seelen Kraft
Und hat an süßer Blut
Fast aller Schönen Eigenschaft,
Nur nicht den Wankelmuth.

Christel.

Hab' oft einen dumpfen, düstern Sinn,
Ein gar so schweres Blut!
Wenn ich bei meiner Christel bin,
Ist alles wieder gut
Ich seh' sie dort, ich seh' sie hier
Und weiß nicht auf der Welt,
Und wie und wo und wann sie mir,
Warum sie mir gefällt.

Hier drückt sich die derbe, gesunde und harte Lebens- und Liebeslust bei fast völlig gleichem Gedankeninhalt bei beiden in dem kurzen, jambischen Maß mit durchgehend männlichem Reim aus, im Anfang der beiden anderen Gedichte dient dem lösenden und befehligen Gewißwerden des ersehnten Glückes bei derselben Uebereinstimmung des Gedankens der für diese Stimmung ebenso charakteristische weibliche Reim. Je mehr diese Erscheinung dem unbewußten Formgefühl beider

Dichter entsprungen ist, um so mehr offenbart sie uns die Verwandtschaft ihrer Beanlagung. Aber Goethe hat Günther gekannt und aufs Wärmste anerkannt, und deshalb können wir auch einen direkten Einfluß Günthers, durch den Goethe selbstverständlich gar nichts genommen wird, nicht von der Hand weisen. — Einige andere Aeußerlichkeiten sind augenfälliger aber nicht beweiskräftiger als die nur zu empfindende allgemeine Verwandtschaft:

Goethe an Yuna: Schwester von dem ersten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer,
Nebel schwimmt mit Silberschauer
Um dein reizendes Gesicht.

Das Bild in der zweiten Zeile gehört Günther und ist auch von Goethe nicht als eigen in Anspruch genommen. Wie zur Anrede in der ersten Zeile eine durch die griechische Mythologie geläufige Vorstellung dient, so enthält auch die zweite ein von dem Dichter schon als bekannt vorausgesetztes Bild, das eben deshalb nur als Anrede benutzt ist. Zwei bekannte Benennungen des Mondes sucht Goethes Schwärmerei aus, die ihm als die schönsten erscheinen; die zweite stammt aus dem oben angeführten Gedichte Günthers an Leonore:

Str. 3: Ihrer Kleider nette S c h w ä r z e
Zeigt mir ein vergnügtes Licht.
Welches wie des Mondes Kerze
Z ä r t l i c h aus den Wolken bricht.

Ueber die Sache ist wohl kein Zweifel; aber was hat Goethe aus diesen bei aller Schönheit des Bildes so pedantisch und steif klingenden Zeilen Günthers gemacht! Er hat durch die Präcision und Kürze des Ausdrucks das Bild, dessen Teile man sich bei Günther zusammenfügen muß, erst zum Bilde gemacht, das uns mit einem Mal sinnlich vor Augen steht. Dies hat er mit dem wertvollen Gehalt von Günthers Dichtungen mehrfach gethan: Durch Präcision und Kürze des Ausdrucks und daraus folgende schnellere und feurigere Bewegung ihn in reiner Kunstform von Neuem geboren. In Wahrheit und Dichtung (II. Theil 7. Buch) bekennet Goethe: „Ich wurde gewahr, daß der erste Schritt, um aus der wäfrigen, weitschweifigen, nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präcision und Kürze gethan werden könne. Bei dem bisherigen Styl konnte man das Gemeine nicht vom Besseren unterscheiden, weil Alles untereinander ins Flache gezogen wird.“ Dies Bekenntnis bezieht sich auf die Leipziger Zeit, aus der auch das Lied an Yuna stammt, und bei keinem Dichter zieht der Mangel an Präcision und Kürze soviel Bedeutendes so sichtbar „ins Flache“ wie bei Günther. —

Günther an seine Magdalis.

Str. 2: Des Monden Antlitz sieht die Fluten
Der stummen Wehmut kläglich an.

Goethe: Willkommen und Abschied.
Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor.

Das von beiden Dichtern vom Aussehen des Mondes gebrauchte Wort bedeutet zwar nicht ganz dasselbe, bei Günther Melancholie und Mitleid, bei Goethe nur Melancholie; die Uebereinstimmung ist aber doch schwerlich zufällig. —

In der ersten Strophe desselben Gedichtes von Goethe heißt es:

„Der Abend wiegte schon die Erde“

Günther sagt: „Die Nacht drückt ihm (dem Erdkreis) die Augen zu.“

Sollte die letzte Quelle von Goethes Bild bei seiner gründlichen Vertrautheit mit Günther nicht bei diesem zu suchen sein? — Bei diesem Bilde tritt zum ersten Mal hervor, daß Goethe das Bild der Wirklichkeit nähert. Günther überträgt ein Bild aus dem Menschenleben auf die allgemeine Natur und malt es in einzelnen Zügen aus, ohne dafür einen Anhalt in derselben zu finden; Goethes Bild führt uns das Wehen der Abendwinde, das Wiegen der Baumwipfel, unter denen er reitet, vor die Seele — — Endlich führen uns zwei Zeilen desselben Goethe'schen Gedichtes wieder zu einer allgemeineren Vergleichung:

Das Gemälde des Abends schließt bei Goethe:

Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
D o c h frisch und fröhlich war mein Mut

Bei aller Verschiedenheit der zu Grunde liegenden Stimmung ist die innere Übereinstimmung dieser Verse so groß wie die äußere in Ausdruck, Metrum und musikalischer Wirkung: Der Größe und Gewalt einer Naturerscheinung wird die Empfindung des Herzens gegenübergestellt, die größer und stärker ist als jene. Die Natur dient zum Maßstabe und, da sie übertroffen wird, zu erhöhter Darstellung der Empfindung. Wie hier das „doch“, so dient an einer andern Stelle beiden Dichtern bei gleicher Gegenüberstellung von Naturerscheinung und Empfindung „und“ demselben Zweck an derselben Stelle des Verses:

Goethe an Friederike:

Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie sehn die Sonne nimmer
U n d ich Friederike nicht.

Die erste Strophe desselben Goethe'schen Gedichtes enthält die gleiche Gegenüberstellung von Natur und Empfindung:

Ein grauer, trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friederike,
Dürft' ich nach Dir zurück!
In einem Deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Die Schönheit von Günthers Bild hat Goethe von der störenden Breite und Weit-schweifigkeit befreit; Günther läßt sich zu tief in die Ausmalung des Naturbildes ein, so daß wir seinen Zweck darüber vergessen, der dann etwas lahm nachhinkt. Er führet das Bild mit „Wie wenn“ ein, sucht also ein Bild für die Empfindung und verfährt allegorisch, Goethe benützt eine wirkliche Naturerscheinung als Bild, rückt es dadurch der wirklichen Empfindung näher, nimmt die Natur selbst in seine Empfindung auf und verfährt symbolisch; er stellt präcise und kurz Naturbild und Empfindung gegenüber und verhilft dadurch jenem zu seinem Zweck, dieser zu ihrem Recht. —

Wie die Morgenröte und die Sonne den farbenreichen Tag macht, so das Auge der Geliebten den Tag in der Seele beider Dichter:

Goethe: In einem Deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Günther: Licht und Schatten macht die Farben
Und Dein Blick mein Wohlergehn.

Die Farben sind aber die Schönheit des Tages, deshalb singt Günther in dem Abendstündchen:

Schlaf bis der Morgenröte Flügel
Der Welt die Farben wiederbringt --

und Goethe in dem Morgenstündchen, in dem er „Sonnenschein und Glück“, Bild und Bedeutung zum „Tage“ vereinigt und Günthers Bild auf das Glückliche vervollständigt:

Erwache Friederike
Vertreib die Nacht,
Die einer Deiner Blicke
Zum Tage macht!

Günther in dem Liede zu einer Abendmusik:

Der Himmel wacht mit tausend Augen,
D o c h nicht so gut als meine Treu.

Günther auf Phyllis:

Licht und Schatten macht die Farben
U n d Dein Blick mein Wohlergehn.

Die Wirkung des Hinscheidens eines jungen Mädchens malt Günther:

Wie wenn ein Dunst Aurorens Strahlen
Durch unverhofften Nebel bricht;
Die Felder hören auf zu prahlen,
Die güldnen Hügel lachen nicht,
Die Wiesen steh'n voll nasser Thränen,
Die müden Schafe strecken sich,
Die Nymphen steh'n in Angst und Sehnen,
Und sehn zwar schön, doch jämmerlich.

Von solcher Wirkung ist Dein Scheiden

Der Tag in Goethes Seele aber ist die Kraft
der Dichtung. Am Ende des Morgenständchens:

Der Schlaf hat ihn verlassen
Doch wacht er nicht.

Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Die schönste meiner Musen,
Du — — schließt ja noch.

Günther's Wohlergehen, wofür Goethe das
Bild vervollständigend den Tag setzt, ist
nichts anderes:

Phyllis, Phyllis, komm doch wieder!
Sonst verlieren Geist und Lieder
Das Vermögen und die Kraft,
Die Dir viel Ergözung schafft.
Licht und Schatten macht die Farben,
Und Dein Blick mein Wohlergehn.
u. s. w.

Wertvolles Material, von Günther nicht völlig geformt, ist in dem Feuer von Goethes
Genius ungeschmolzen und in erneuter Gestalt daraus hervorgegangen: die feurig ungeduldige Be-
wegung, das kraftvolle Zueinsbilden von Empfindung und Naturbild in den Worten: „Vertreib
die Nacht“, wodurch das Naturbild zum unmittelbaren Ausdruck der Empfindung wird, indem es
als Wirklichkeit, nicht als Bild erscheint, die symbolische Behandlung des Bildes (obwohl es nicht
eigentlich symbolisch ist), die ganze Form und Bildung gehört Goethe; der Stoff des Bildes findet
sich bei Günther und war Goethe auf keinen Fall unbekannt. — —

Günther: auf ein Geburtsfest:

Wie der Sonne frühes Bligen,
Wenn der Tau das Erdreich kühl,
Auf den halbgebrochenen Spigen
Junger Rosenknöpfe spielt,
Also spielt auf Stirn und Wangen
Eine blumenreiche Pracht.

Goethe: Willkommen und Abschied:

Ein rosenfarbenes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht.*)

Das Bild tritt bei Goethe wieder an die Stelle der Wirklichkeit; das Übrige ist „Prä-
cision und Kürze“ freilich von Goethes Art. — Was Günther in den vier ersten Zeilen seiner Strophe
angefangen und gewollt, in den beiden letzten aber nicht vollendet hat, das ist von Goethe in zwei
Zeilen ganz geleistet. Die ganze Stimmung des Frühlingsstages, Sonnenschein, Taufrische und
Rosenglanz, wird im Vergleichungssatze von Günther aufgeboten und mit Recht; denn nur die
ganze Stimmung und Wirkung eines Frühlingsstages kann mit der Schönheit eines jugendlichen
Antlitzes verglichen werden. Aber das verglichene Mädchen muß sich mit der „blumenreichen Pracht“
begnügen, so wird das Bedeutende durch die Breite „ins Flache“ gezogen. Die Wirkung ist, daß
uns ein köstliches Frühlingsbild vor Augen steht, viel zu lebendig und wahr, als daß wir es uns
verflüchtigen lassen und nur auf den Wangen des Mädchens denken sollten, und daß des Mädchens
„blumenreiche Pracht“ unsere Seele von der Schönheit des wirklichen Frühlings nicht abrückt:
Das Mädchen kommt zu kurz dabei, und das schönste Bild verfehlt seinen Zweck. Goethes Herz
ist von Friederike voll, mit jeder Silbe bleibt er bei dem Mädchen und doch wirkt er um ihr
Antlitz die ganze Frühlingserdenschönheit, aber so duftig und leicht (von wirklicher Erscheinung kann
er dazu nur die Rosenfarbe, das beiden Gemeinsame, und das Frühlingswetter, die Stimmung,
brauchen), daß des Mädchens Schönheit und Goethes Empfindung allein vor der Seele des Lesers
stehen. Es ist die Empfindung ganz des Ausdruckes Herr geworden, hat ihn ganz durchdrungen,
das von Empfindung ganz volle Herz hat den Dichter gemacht. —

Diese Beispiele auf dem Grunde der viel umfassenderen allgemeinen Verwandtschaft zeigen
genügend Goethes Vertrautheit mit Günther und dessen Einwirkung auf ihn. Günthers Dichtung
war eine von den Quellen, die Goethe mit sich forttrieb, und auch aus dessen Prophezeiungen über
seinen Nachruhm vernahm sein geweihtes Ohr die Stimme der Sehnenenden:

*) Wer bezweifelt, daß Goethes Verse einer Berührung seines Genius mit Günther ihre Existenz verdanken,
den bitte ich noch einmal Goethes „Bild der Färtlichkeit in Trauer“ mit den entsprechenden Versen Günthers zu ver-
gleichen (Seite 20). Dieselbe Operation führt in beiden Fällen von Günther zu Goethe.

Bruder nimm die Brüder mit;
Denn uns frist in öder Wüste
Gierger Sand.“

Ich habe auf den letzten Seiten eine Reihe von Gedichten als von Goethe herrührend behandelt, die in der Weimarer Ausgabe nur unter der Überschrift: „Goethe zugeschriebene Gedichte zweifelhaften Ursprungs“ Aufnahme gefunden. Daß Verwandtschaft mit Günther und Gegensatz zwischen beiden in diesen Gedichten sich genau in derselben Weise zeigten wie in anderen unzweifelhaften Ursprunges, ist ein neuer Beweis ihrer Echtheit. Nun stehen aber unter jenen Liedern in der Weimarer Ausgabe zwei andere, die ebenfalls aus dem Liederbuche Friederikens herrührend von Weinhold mit Recht in die Gedichte von Lenz aufgenommen sind. Es ist das unter der Überschrift: „Als ich in Saarbrücken“ und „Ach bist Du fort? — Aus welchen Träumen.“ Das letztere ist schon von Voepel Lenz zugesprochen; daß es ihm zugehört, beweist schon sein Anfang: „Ach, bist Du fort?“ der Anlaß des Gedichtes in Frageform mit vorgestelltem Ach. — Das Lied von Lenz auf den Tod einer Frau Pastorin (bei Weinhold Seite 81) fängt an: „Ach, meine Freundin todt?“ So vollkommen gleicher Anschlag kommt zweimal doch nur aus ein und derselben Kehle. Von Goethes Geist ist in dem ganzen Gedicht nicht eine Spur. Uns aber interessirt die auch hierin aber in ganz anderer und größerer Weise sich offenbarende Übereinstimmung mit Günther:

Lenz:

Wie ist die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden
leer,

Die Bäume blühen ihm schwarz, die Blätter
sind verblichen,
Und alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden, wo er mit Dir
gegangen,
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach
Und findet Dich nicht mehr und weinet voll
Verlangen

Und voll Verzweiflung Dir nach

Dann in die Stadt zurück; doch die erweckt
ihm Grauen.

Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit,
Ein anderer mag nach jenen Puppen schauen,
Ihm sind die Närrinnen verleidt.

Günther, bei der Rückkehr nach Schweidnitz:

Wo find' ich aber nun mein Allerliebstes
wieder?

Wie traurig scheinst Du mir, du nicht mehr
schöner Garten.

Du schickst mich in Stadt,
Die treff' ich desto schlimmer,
Der Wirth, das Volk ist neu,
Ein Gast entweicht das Zimmer

Ich geh den Tempel aus
Ich suche durch die Gassen
Ich such' auch, wo sie sich wohl niemals
finden lassen,

Ich ruf ihr um den Wall, der Wall hat
schlecht Gehör.

In Lenz' Reimerei, die auch weit unter den meisten seiner Gedichte steht, erscheint ein Günther entnommenes Schema auf die eigne Situation übertragen. — Auch das zweite der fraglichen Gedichte enthält Anklänge an Günther und eine durchaus nicht in Goethes Geist gehaltene Umwandlung eines Bildes aus der Schäferpoesie, das sich bei Günther in viel natürlicherer und wahrerer Gestalt findet.

Lenz:

Und es vereint der Himmel sich, Dir zärtlich
nachzuweinen

Mit Deinem Freund.

— — — Schon rufen Hirt und Herden
Dich bang herbei.

Günther, auf den Tod eines Mädchens:

Die Felder hören auf zu prahlen,
Die güldnen Hügel lachen nicht,
Die Wiesen stehn voll nasser Thränen,

Die müden Schafe strecken sich.

Daß zwischen Lenz und Günther hier ein Zusammenhang besteht, läßt sich natürlich nicht behaupten. Es sind bei beiden gleiche Motive, die aber von Lenz verdorben sind; deshalb kann das Gedicht nicht von Goethe herrühren, der dieselben Motive in der besprochenen Weise dichterisch gestaltet und vollendet hat. — Bei Günther wird die Wirkung des Abscheidens eines jungen Mädchens verglichen mit der Wirkung der Verdunkelung der Sonne auf Feld und Flur. Um die Entfernung der Sonne trauern die Hügel, Felder, die Wiesen stehn voll Thränen, die müden Schafe strecken sich. So wirkt auch das Scheiden des Mädchens auf die Seele des Dichters. Das Bild und die Empfindung durchdringen sich nicht, das Bild ist erdachte Allegorie für die wirkliche Empfindung. Goethe machte den trüben Tag wirklich oder benutzte die Stimmung eines wirklichen trüben Tages, um seinem Mädchen zu sagen, daß durch ihren Blick für ihn der trübste Tag in Sonnenschein und Glück verwandelt wird; die Wirklichkeit ist das Bild der wirklichen Empfindung; Bild und Empfindung durchdringen sich, indem das Bild nur der Empfindung dient. Lenz opfert seine Empfindung dem Bilde, indem er das ebenfalls wirklich gemachte Bild mit seiner Empfindung phantastisch ausstattet. Nicht um die Sonne trauert die Natur, sondern um das Mädchen: „Schon rufen Hirt und Herden dich bang herbei.“ — Wie hätte Goethe Hirt und Herden nach dem Mädchen rufen lassen können, das er liebte? Er hat sein Gefühl, — sein Alles — für sich allein behalten! Lenz steht hier unter Günther und Goethe: Goethe offenbart im wahren Bilde wahres Gefühl, die Empfindung ist das Herrschende. — Günther vergleicht das Gefühl mit einem naturwahr erdachten Bilde; der Vergleich ist eine Verstandes-Operation. — Bei Lenz offenbart ein phantastisch = beseeltes, nicht naturwahres Bild durch Phantasie verfälschte Empfindung.

Daß auch Lenz Günther gekannt und unter seinem Einfluß gestanden hat, wofür sich übrigens noch mehr Zeugnisse anführen ließen als das erste der beiden zuletzt besprochenen Gedichte, darf uns nicht wundern. Wenn er ihn nicht schon vor seiner Verbindung mit Goethe gekannt hat, ist er wohl durch Goethe mit ihm bekannt geworden. Daß Goethe in einem Straßburger Briefe schreibt: „Man liebt seine Freunde wie sein Mädchen, und eines jeden Phillis*) ist einem jeden die Schönste“ [Weimarer Ausgabe, Briefe 1. Band, Seite 243], daß die Mehrzahl der Anklänge an Günther, die sich bei Goethe finden, auf Günthers Gedichte an seine „Phillis“ sich beziehen**), daß endlich auch Lenz in vier Gedichten aus seiner Straßburger Zeit ein Mädchen „Phillis“ nennt (bei Weinhold steht drei Mal Phillis, zwei Mal Phyllis), ist danach doch wohl nicht Zufall.***)

*) Günther schreibt den Namen ebenso, ich habe seine Schreibweise bisher geändert.

***) Vgl. dazu auch noch:

Goethe:

Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie sehn die Sonne nimmer
Und ich Friederike nicht.

Günther: auf „Phillis“:

„Phillis“ läßt mich kaum drei Morgen
Zwischen Hoffnung, Furcht und Sorgen
Und ich schleiche durch den Tau
Schon vor Unmut bleich und grau.

****) Nachtragen möchte ich noch der Vollständigkeit halber:

Goethe: Dem Himmel wach' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz!
Ihr Wetter, Stilm' und Regen,
Verschon' das heilge Holz!
u. i. w.

Günther: So schnitt er mit gelübter Hand
Ein traurig Denkmahl in die Rinden:
O Himmel! Laß in dieser Schrift
Manch' treues Aug' Ergezung finden,
Und ichone, wenn Dein Bliz um diese Gegend trifft.
(siehe Seite 13).

Goethe.

Was an Günther Bedeutendes und Nuhbares war, hat Goethe anerkannt und verwertet; auf der Stufe, auf welcher Günther verblieben, hat er als Mensch und Dichter nie oder nur ganz flüchtig verweilt. Aber die immerhin bedeutsamen Unterschiede, die schon im vorigen Abschnitte dargelegt wurden, sind es nicht, wodurch Günther soweit hinter Goethe zurückbleibt: Günthers Form und Ausdruck zu verbessern, dazu bedurfte es 60 Jahre später Goethes viel weniger als dazu, den innigen Ton der Wahrheit so zu treffen wie Günther; die bisher erkannte Verwandtschaft hebt den Wert Günthers weit mehr, als ihn die bemerkte Verschiedenheit herabdrückt. Aber so sehr er den Titel eines Dichters im vollen Sinne des Wortes verdient, steht er doch, an Goethe gemessen, nur auf der untersten Stufe echter Dichtung, weil er über die Grundlage, aus der die Dichtung, wie ihr Gegenstand, die Menschheit, emporsteigt, nie hinausgekommen ist; er ist bei der Empfindung stehen geblieben, seine Stimmung ist durchweg passiv, unfrei, materiell; dadurch ist des Menschen Kraft und Freiheit, die Goethe im Dichter offenbart hat, in Günthers Empfindung und Dichtung begraben; Goethes Stimmung ist durchweg aktiv, frei, ideell; seine Dichtung ist Ausdruck selbstbewußter Seelenkultur. Die Seele offenbart sich nicht in der Leidenschaft, sondern in ihrem Verhältnis zu derselben; weil wir Günthers Seele nur in der Leidenschaft sehen, sehen wir sie überhaupt nicht. Die Kultur der Seele beginnt mit ihrer Befreiung von der Neigung, und das Verhalten des freien und selbständigen Ich der Leidenschaft gegenüber ist zunächst der Inhalt von Goethes lyrischer Dichtung da, wo sie ihrem Gehalte nach unmittelbar über der Stufe steht, auf welcher Günther verblieben ist. Der ganze Reichtum von Stimmungen aber, den sie sich von da aus mit dem Wachstum des Menschen emporsteigend erschließt, ist nur möglich durch die Freiheit von der Neigung und bei einem so mächtigen Seelenleben zugleich notwendige Folge dieser Freiheit. Die Stimmungen, der Gehalt von Goethes lyrischer Dichtung, sind Günther so fremde, wie es Günthers Stimmungen Goethe sind. Der wesentliche Unterschied zwischen Günther und Goethe, der zwei ursprünglich so verwandte Naturen so weit von einander scheidet, liegt auf ethischem Gebiet.

Wie ernst es Goethe schon in Straßburg mit seiner Befreiung von der Neigung gewesen ist, geht nicht bloß aus seinen Bekenntnissen in Wahrheit und Dichtung und aus Briefstellen hervor, sondern auch daraus, daß er von allen Liedern auf Friederike nur die selbst veröffentlicht hat, in denen sich ganz andere Stimmungen offenbaren als solche, die er mit Günther gemein hat. Was von diesen Liedern nur vom Augenblick geboren, dem Augenblick nur zu dienen hatte, worin sich nichts anders offenbarte als Neigung zu Friederike und wenn auch noch so großes und Goethe noch so eigentümliches Formtalent, ist alles nach Goethes Tode entdeckt und veröffentlicht. Von den schon besprochenen Gedichten auf Friederike, in denen Günthers Einfluß bemerkbar war, ist von Goethe nur eines aufbewahrt und herausgegeben, welches, obwohl oder vielmehr weil es leidenschaftlicher ist als alle andern, nicht die Geliebte zum Gegenstande hat, sondern das von dem freien selbstthätigen Ich betrachtete und beherrschte Gefühl für dieselbe: „Über all' der leidenschaftlichen Glut und schmelzenden Innigkeit des Liedes: „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!“ schwebt die durch die Leidenschaft erweckte und herausgeforderte freie Kraft, die sich der Leidenschaft nicht sowohl als ihrer Herrschaft über dieselbe freut, die der Leidenschaft die Zügel nachläßt, nur um sich dieser Herrschaft um so mächtiger bewußt zu werden, wie der Reiter an dem Feuer seines Rosses sich nur dann und nur deshalb freut, wann und weil er es beherrscht:

In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

In diesen Worten findet das Ethos des Liedes seinen höchsten Ausdruck; denn sie können nicht der Leidenschaft entstammen, sondern nur einem höheren Vermögen, welches außerhalb und über der Leidenschaft steht. Die einzige Verschmelzung von hinreißender Lebensglut und zügelnder Kraft, die den Grundcharakter dieses Liedes bildet, die Spannung, hervorgerufen dadurch, daß die Autonomie der Person und die heterogene Leidenschaft jede die ihr gebührende Wirkung im vollsten Maße äußert, macht es zu einem vollkommenen Bilde von der Seele seines Schöpfers, in welcher neben der Leidenschaft die Kraft sie zu zügeln bereit lag, um mit ihr zu erwachen, mit ihr zu

wachsen, ja in ein untrennbares Eins mit ihr zusammenzuströmen, das uns erweicht und härtet zu gleicher Zeit. Drei entgegengesetzte und daher nur in bestimmter Ueberordnung vereinbare Elemente sind es, die ineinanderfließend die Stimmung des Gedichtes ausmachen: Über der Empfänglichkeit und Erregbarkeit, mit der Phantasie und Empfindung dem Eindruck der Natur sich öffnen, steht ohne sie aufzuheben, das stärkere eigene Lebensfeuer; aber dieses ist ganz in Besitz genommen von einem Einzelnen, Fremden, — es ist *εχθρική* und daher der Person des Dichters entfremdet. Wie über unterthänigen aber verbündeten Gewalten weist diese freundlich-bewundernden aber wachsamem Auges außer und über dem glühenden Leben in jenen unteren Sphären. Auf diesem ethischen Gehalt beruht die Wirkung und der Wert des Gedichtes. — — —

Die herrliche Energie, mit der sich die freie Person über die Leidenschaft erhebt, offenbart sich nun freilich in der ursprünglichen Fassung des Gedichtes in solcher Weise nicht. An Stelle der Worte:

In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

stand im ersten Druck in der Iris:

Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth!

Völlig verändert ist die Stimmung des Gedichtes jedoch durch diese Änderung nicht; denn wenn auch die Gluth der Leidenschaft in der ursprünglichen Gestalt weit höher und wilder steigt als in der späteren, so reißt sie die Person des Dichters doch nicht mit sich fort, wie es bei Günther immer der Fall ist: Die epische Form des ganzen Gedichtes und die Ausrufe: Welche Wonne! Welcher Schmerz! und am Schlusse:

— — Welch' Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!

machen das Lied zum Ausdruck der Erinnerung an etwas schon Entferntes, dessen noch so lebendig und innig empfundene Nachwirkung doch von einem darüberstehenden Vermögen betrachtet wird.

Was es heißt, mit seinem ganzen Wesen in einem Gefühl völlig aufzugehen, zeigt ein ganz anderes Lied, das wahrscheinlich auch auf Friederike sich bezieht, das Märlied: „Wie herrlich leuchtet mir die Natur!“ Das schon berührte Urtheil, das Victor Hehn über dieses Lied gefällt hat, ist zum Teil durch den Standpunkt zu erklären, von dem aus er dasselbe betrachtet. Er berührt das Lied im 5. Abschnitt seines Buches: „Gedanken über Goethe“ (Seite 307), in welchem Abschnitt er betrachtet, in welcher Weise Goethes Phantasie durch die Erscheinungen der Natur bewegt wird. Von diesem Standpunkt läßt sich nun freilich das Lied nicht beurteilen. Denn, wenn glühende Empfindung das ganze Wesen bis auf den Grund aufwühlt und bis auf seinen Gipfel völlig ausfüllt, so wird die Thätigkeit der Phantasie dadurch aufgehoben; ganz reiner und unmittelbarer Ausdruck des Gefühls hat mit der Phantasie nichts zu thun. Es fragt sich nur, ob diese Alleinherrschaft der Empfindung den Wert des Gedichtes herabdrücken kann, und ob nicht gerade die Ausrufe, die Hehn Goethes nicht würdig erscheinen, vollkommener Ausdruck einer sehr vollkommenen Stimmung sind, derengleichen bei Gleim, Uz, F. G. Jacobi und allen andern, die sonst noch genannt werden mögen, nicht zu finden ist. Die Stimmung des Märliedes ist der des eben besprochenen Gedichtes in zwei Beziehungen entgegengesetzt:

Erstens wird die Empfindung nicht von einer überlegenen Kraft der freien Persönlichkeit gezügelt oder betrachtet, sondern das ganze Wesen des Dichters geht in der Gluth der Empfindung auf; daher das jauchzende Stammeln der Ausrufe: O Erd! O Sonne! O Glück! O Lust! O Lieb! O Liebe! Bis an die Grenze der Sprachlosigkeit reißt das Gefühl den Dichter fort. — Seine Freiheit scheint ganz an die Leidenschaft dahingegeben, — aber sie scheint es nur.

Denn zweitens ist die Empfindung nicht Leidenschaft, d. h. weder Gemüß eines einzelnen Besitzes, noch Sehnsucht nach demselben, sondern höchste Aufwallung reinen Lebensgefühls dem All entgegen und der in ihm ewig waltenden Liebe. Die Gluth des zuletzt besprochenen Gedichtes war *εχθρική* — Wallung einem Einzelnen entgegen — deshalb füllte sie die Person des Dichters nicht

aus; die Glut des Mailiedes ist reiner *θυμός*, deshalb geht das ganze Wesen des Dichters darin auf. Es ist zweckmäßig, daß ich mich hier griechischer Ausdrücke und der Begriffe der ewig jungen Philosophie des Plato und Aristoteles, die hierin übereinstimmen, bediene, weil wir kein Wort für *θυμός* haben und unter Leidenschaft manches verstehen, was der Grieche nie mit *ἐπιθυμία* bezeichnet hätte. *θυμός* ist das centrale Prinzip des Begehrungsvermögens, die Summe und der Inbegriff aller Triebe und alles Gefühls, sofern sie Eigentum des Menschen sind und bleiben; *ἐπιθυμία* ist Thätigkeit dieses Prinzips, gerichtet auf den Besitz und Genuß eines Einzelnen, Fremden. Wie die *ἐπιθυμία* immer von dem gesammten Lebenstrieb Besitz zu nehmen, den *θυμός* in sich (der *ἐπιθυμία*) aufzuheben, die Person dadurch sich selbst zu entfremden droht, so vermag dagegen der *θυμός* die nach außen strebende *ἐπιθυμία* in sich (den *θυμός*) zurückzureißen, das Verlangen in Gefühl, das Bedürfnis in Besitz zu verwandeln. Jenes war der Fall in Günthers Stimmung und Dichtung, für dieses ist Goethes Mailied ein vollkommenes Beispiel: Bei der grenzenlosten Hingabe an das Gefühl ist die Seele des Dichters frei von Allem, wovon der freiste Mensch frei sein kann und darf; und Freiheit und Freiheitsliebe sind wesentliche Eigenschaften des *θυμός*. Je freier die Seele von dem Einzelnen ist, um so offener steht sie dem Einflusse des Ganzen; deshalb entflammen die Triebe, die den Menschen mit einem Ganzen verknüpfen, wie die Vaterlandsliebe, dem *θυμός*; die Hingabe und Glut aber, mit der der Dichter die Natur in seine Arme schließt, ist nur möglich durch seine vollkommene Freiheit Friederike gegenüber. Der Herrlichkeit der Natur im Frühlingsglanze schlägt aus des Dichters Brust die Flamme der Jugendlust entgegen (Str. 1—3):

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Luft!

Seele jener Herrlichkeit der Natur ist die Liebe:

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhen!

Du segnest herrlich
Das frische Feld
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

Seele und Inhalt dieser Jugendlust ist die Liebe zu dem Mädchen:

O Mädchen, Mädchen
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge,
Wie liebst Du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Lust
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft.

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und neuen Muth

Zu neuen Tänzen
Und Liedern giebst,
Sei ewig glücklich
Wie du mich liebst!

Aber diese Liebe hat keine Bedeutung und Kraft für sich, die den Dichter gefangen nähme, oder seine Person ausfüllte, sie ist ihm nur gefühltester Mittelpunkt der Liebe, die das All durchweht und nur als solcher des Dichters Beseelung und der augenblickliche Gehalt seines Lebens. Wie in die Freud' und Wonne aus jeder Brust die seinige einstimmt: „O Erd' o Sonne! o Glück o Lust!“ so fließt seine Liebe über in die ewige, allgemeine. Ein markiger zum Himmel emporstrebender Baum lebt bis in die Spitzen seiner höchsten Blätter vom Saft der Erde, aber er trägt ihn ausbreitend empor dem Firmament und der Sonne entgegen; so hebt Goethe das Erdengefühl empor zum ewigen, und erst in der untrennbaren Vereinigung mit ihm, in der es seine Persönlichkeit nicht mehr aufzuheben droht, darf es seine ganze Seele erfüllen. Die Schlingpflanze ohne eigenen Halt kriecht am Boden hin, der sie nährt; so bleibt Günther in allen seinen Liedern am Erdengefühl hängen. Die Glut, die Friederike in Goethe entzündet, schlägt in heller Flamme gen Himmel, des unglücklichen Günther ganzes Feuer wird durch jede Leidenschaft zur Erde hinabgerissen. — Die Innigkeit und Wärme der Strophen 6—9 (O Mädchen u. s. w.) ist nur lebendigstes Gefühl des eigenen Lebensgehaltes, erregt allerdings durch die glückliche Liebe und ganz und gar von ihr ausgefüllt, aber als bloßes Gefühl vollgenügendes und vollbeseeligendes Eigentum des Dichters. Die Verbindung von warmer Hingabe und sich bewahrender und durch jene Hingabe sich nur bereichernder Selbstheit, die einen so wesentlichen Grundzug in Goethes Persönlichkeit ausmacht, hat einen so einfachen und so vollkommenen Ausdruck nicht mehr gefunden, wie in den Schlussworten des Liedes:

Die du mir Jugend
Und neuen Muth

Zu neuen Tänzen
Und Liedern giebst,
Sei ewig glücklich
Wie du mich liebst!

Denn sie sind Ausdruck der Liebe und Abgabe zu gleicher Zeit. „Wie du mich durch deine Liebe beglückst, so sei du ewig glücklich“, so spricht nur jemand, der von Liebe erfüllt doch selbständig und frei ist und nicht daran denkt, das ewige Glück, das er der Geliebten wünscht, durch Hingabe der eigenen Person herbeizuführen, ja dies auch nur zu können, sich nicht unterfängt. „Sei ewig glücklich, wie du mich liebst“ ist eine Anweisung auf die allgemeine, ewige Liebe, — „deren auch du dir — wie ich — durch unsere Liebe bewußt geworden bist“. So senkt sich hier schon grade in dem glühendsten Liede, das Friederike gewidmet ist, das Gefühl auf den tiefen Grund innigen Wohlwollens nieder.

Liebe und Leidenschaft müssen verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig siegen!

Wenn das nicht wahr wäre, hätte Goethe Friederike nach der Trennung nicht wiedergegeben. — —

Wie glatt, wie klar, wie einfach und aus einem Gusse lieft und empfindet sich das Mailied! Und welch' entgegengesetzte Empfindungselemente sind in diese Einfachheit und Einheit zusammengeschmolzen! Es ist des ganzen Goethe ganze, geheimnisvolle, jugendlich unentfaltete, kernhaft geschlossene Seelenkraft, die solche Gegensätze hier zusammenbildet. Die ewigen Quellen menschlicher Empfindung fließen nur in diesem Liede alle in voller Reinheit und Kraft in einen höchst einfachen Strom untrennbar vereint: Volles Gefühl für das Ganze, volles Gefühl für ein Einzelnes, Fremdes, volles Gefühl des eigenen Selbst, dem die beiden ersten nur dienen. Nur wegen dieses Vollgehaltens ist das Lied so einfach, wie das Sonnenlicht einfacher ist als die Farben, die es alle enthält. Der ethische Gehalt des Mailiedes ist außerordentlich groß, wertvoll und Goethe ganz eigentümlich. — — Und wie sieht es um die Form, den Ausdruck? „Das eigentlich tief und gründlich Wirkame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist Dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird.“ Mache man mit diesem Satze Goethes die Probe auf das Mailied: Kaum eine Silbe könnte man an dem poetischen Ausdruck ändern, um ihn in Prosa zu verwandeln! Er läßt sich nicht ändern, es läßt sich der Gehalt von seiner Form nicht trennen. Ausdruck und Gehalt fallen vollständig zusammen, und das ist des Ausdrucks Vollkommenheit.

Es ist nicht Willkür, daß ich von den Straßburger Gedichten diese beiden ausgewählt habe;* die ethische Entwicklung des Dichters können nur solche Gedichte erkennen lassen, die das ganze Gemüt in einem bestimmten Zustande offenbaren. Deshalb sind für unseren Zweck zunächst und hauptsächlich diejenigen zu verwerten, in denen kein Teil der Seele in Ruhe und von dem Gefühl unberührt bleibt. Die Entwicklung seines und des menschlichen Daseins überhaupt hat Goethe mehrfach unter dem Bilde eines Stromes betrachtet. Dessen Lauf kann nur durch eine in seiner Mitte gezogene Linie dargestellt werden, in der die volle Masse des Wassers strömt, Arme und Buchten vom flacheren Wasser an dem einen oder anderen Ufer gebildet, werden nur dann von Bedeutung, wenn sie so häufig und ausgedehnt sind, daß sie die Kraft und Fülle in der Mitte des Stromes beeinträchtigen oder aufheben. Das aber gehört mit zu dem ethischen Gehalt von Goethes lyrischer Dichtung, daß in ihr öfter als bei irgend einem anderen Dichter das ganze Sein des Dichters sich offenbart, daß sie, als ein Ganzes betrachtet, einem mächtigen Strome mit sehr bestimmter Richtung gleicht, und daß die Bewegung an den Ufern sich nur durch die Berührung mit der Umgebung wie durch das flachere und schwächer strömende Wasser von dem Hauptstrom unterscheidet. Die Gedichte, in denen Goethes innerstes Sein sich offenbart, sondern sich von selbst ab von denen, in welchen die Außenwelt die Seele obenhin berührt. Letztere aber sind mittelbar dadurch für unseren Zweck von Bedeutung, daß sie durch die Leichtigkeit und Grazie ihrer Form die tiefe Ruhe des Herzens der Außenwelt gegenüber bei aller innigen Empfänglichkeit offenbaren. Von den Straßburger Liedern ist nur in den beiden besprochenen Goethes ganze Seele in Bewegung, die anderen wie das: „Kleine Blumen, kleine Blätter“ geben durch die vollendete Leichtigkeit und Anmut Zeugnis, daß bei einem so lebendig empfangenen Eindruck der Außenwelt doch Herz und Geist des Dichters eine Ruhe und Freiheit behielten, von der bei Günther sich keine Spur findet. Die beiden besprochenen Lieder aber zeigten, daß einmal, wo der Eindruck eines Fremden die Seele bis auf ihren Grund bewegt, das freie Ich sich mit dämonischer Kraft über diesen Eindruck erhebt, und daß hingegen, wo sich der Eindruck des Einzelnen, Fremden mit dem Eindruck des All verbindet, dem Ich keine Freistatt mehr bleibt, daß es vielmehr in der völligen Hingabe an dies zusammenströmende Gefühl seinen eigenen höchsten Gehalt findet. In der lyrischen Dichtung giebt es jedenfalls Affecte, deren höchster Grad so wenig unter der Würde der Kunst, wie unter der Würde der Menschheit ist; man müßte denn das Mailied oder den Ganymed deshalb verwerfen, weil das in ihnen lebende Gefühl nicht mehr gezügelt und beherrscht, sondern nur noch gerade ausgesprochen wird. Aber außer dem Eindruck des All, ist es noch ein anderer Affect, dem Goethe ganz anheimfällt, derjenige, mit welchem das freie Ich durch sein eigenes Leben afficiert wird. So in Wanderers Sturmlied.

*) Sollte das Mailied nicht aus dieser Zeit stammen, so wäre das für unsern Zweck auch gleichgültig.

Nicht alles, was Dichter von ihrem eigenen Genie ausgesagt haben, ist geeignet, uns Aufschlüsse über Wesen und Natur der Dichtung zu geben. Wenn aber der Dichter, welcher an Tiefe, Klarheit und Sicherheit des Selbstgefühls einzig dasteht, dem das bloße Gefühl seines Selbst noch im Beginn seiner Laufbahn den Seherblick verlieh, ihren Verlauf zu schauen, wie Goethe in Mahomets Gesang, dessen Selbstbewußtsein auch bei vollkommener Ruhe auf den Grund der Seele so hinableuchtet wie in dem Liede an den Mond: „Füllest wieder u. s. w.“, wenn der Dichter in glühendem Empfinden seines Genies sich bewußt wird und, was er von dessen Natur fühlt, offenbart, — so ist das einer Selbstoffenbarung, einer unmittelbaren Erscheinung des Genies selbst gleich zu achten und zwar um so mehr, je mehr das Lied ganz unmittelbares, unreflectirtes, im Feuer geborenes Naturprodukt ist.

„Alles Lyrische muß im Ganzen sehr vernünftig, im Einzelnen ein Bißchen unvernünftig sein.“ Die Forderung, die in diesem Sage steckt, erfüllt das Sturmlied vollkommen, und mit der darauf folgenden Erlaubnis, die sogar noch in Form der Forderung ausgesprochen ist, bricht Goethe seiner eigenen Bezeichnung dieses Liedes als Halbunfimm, oder wenigstens den Folgerungen, die wohl daraus gezogen sind, die Spitze ab.

In Regen und Sturm einherschreitend, fühlt der Jüngling eine Kraft in sich, die ihn feurig und jubelnd dem Regen und Sturm entgegentreibt, die nennt er Genius; zu den Bedingungen, die seine Person sinnlich umgeben, setzt diese Kraft ihn in Gegensatz und erhebt ihn über dieselben. Dem Regen und Schlossensturm singt er entgegen, der Schlammupfad hemmt seine Füße nicht, wie mit Feuerflügeln schwebt er, er besleckt sie nicht, wie mit Blumenfüßen wandelt er darüber, auf dem Felsen schlafend wird der Genius ihm die wolkigen Flügel unterstreiten, in nächtlicher Einsamkeit des Waldes ihn hüten und im Schneegestöber ihn wärmumhüllen. Damit hört der bildliche Ausdruck auf; denn die folgenden Worte:

Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.

knüpfen an das letzte Bild eine eigentliche Wahrheit, und Lebenserfahrung des Dichters. Wärme und Lebensglut ist der Genius wirklich, aber die nicht allein, die allein könnte ihn nicht über den Schlamm wie mit Blumenfüßen leicht und groß wandeln lassen, die allein könnte die Musen und Charitinnen nicht zu ihm ziehen. Deshalb kehrt das göttergleiche Wandeln durch den Schlamm noch einmal wieder, um die Bedeutung dieses Bildes und damit die zweite Eigenschaft des Genius zu offenbaren, die in Verbindung mit der ersten die Musen herbeizieht:

Umichwebet mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, das ist Erde,
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Über den ich wandle
Göttergleich.

Daß der Dichter göttergleich über den Schlamm wandelt, muß seine Bitte an Musen und Charitinnen, ihn zu umschweben, unterstützen.

Ihr seid rein, wie das Herz der Wasser,
Ihr seid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich, und ich schwebe
Über Wasser, über Erde
Göttergleich.

Musen und Charitinnen sind rein, zweimal wird das gesagt, und wie sie ihn umschweben, schwebt der Dichter, — er wandelt nicht mehr bloß — über den Schlamm göttergleich. Die Göttergleichheit ist Reinheit und Leichtigkeit. Denn die Göttergleichheit, die er fühlt, soll die reinen Musen und Charitinnen zu ihm ziehen, und wie sie ihn umschweben, fühlt er sich noch mehr jeder verunreinigenden Berührung enthoben, noch mehr göttergleich. — Der Genius, dessen sich Goethe bewußt wird, ist — das steht mit klaren Worten da — Lebens-

glut, die rein und frei ist; wovon? Von allem! in diesem Liebe wenigstens, dessen Gehalt freie, sich selbst erfassende Lebensglut ist; frei also zunächst von der Sinnlichkeit, zu der sie bisher und später noch deutlicher in Gegensatz gesetzt wird, — dann aber auch vorläufig und augenblicklich noch frei von der Lenkung des Geistes und von jeder festen Richtung auf ein höheres Ziel. In dieser Freiheit ist die Lebensglut des Jünglings Glück, so lange sie ihn sinnlicher Bedrängnis enthebt und diese triumphierend überwältigt. Ist diese Wirkung gethan,*) so wird die Glut durch ihre völlige Freiheit und Ziellosigkeit Qual und unerträglich:

Weh! Weh! Innere Wärme
Seelenwärme, Mittelpunkt!

Ziel und Richtung müssen die Glut tragen helfen, und das Ziel ist ihr gefunden und bestimmt:
Dem Edeln, Wahren und Schönen soll die von der Sinnlichkeit freie entgegen:

Glück entgegen
Phöb' Apollen!

Die Stimmung des Gedichtes ist wohl klar und „sehr vernünftig“. Die folgenden Strophen thun Wesentliches nicht dazu: Das Sturmwetter hat das Lied erzeugt; denn die von der Sinnlichkeit freie Lebensglut bethätigt sich da am meisten, wo die Sinnlichkeit gegen die Umgebung zu kämpfen hat.

Warum nennst mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann?
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt
Jupiter Pluvius!

Mit dem Behagen der Sinnlichkeit, in welcher Form es auch locken und gepriesen werden mag, hat Goethes Genius nichts zu thun, die Müßigen, Sterblich (=Sinnlich) Glücklichen, den Anakreon und Theokrit hat die sturmatmende Gottheit nicht besucht und gefaßt,

Und kastalischer Quell
Rinnt, ein Nebenbach.

Aber Gefahr, Kampf und winkender Sieg lockten die freie Glut:

Wenn die Räder rasselten
Rad an Rad rasch ums Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitschentnall,
Und sich Staub wälzt'
Wie vom Gebirg herab
Kieselwetter ins Thal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Muth. —

Die freie Glut ist *θυμός*. Alles Feuer der *επιθυμία* ist in den Mittelpunkt, den heiligen Herd des *θυμός* zurückgezogen und flackert hier ziellos, — wenn der Dichter sich auch des Zieles bewußt ist, — empor: — Die Stimmung ist *ἀραξία* des *θυμός*, die in der Ermattung gesühnt wird:

Glüthe?
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel

*) Die gewohnte und von Goethes Natur untrennbare Symbolik rät uns anzunehmen, daß vor den Worten Was der Welt Phöbus Apoll ist.

Weh! Weh! u. s. w.

die Sonne wirklich — wenn auch nur vorübergehend — durch die Wolken gebrochen ist. Unsere Erklärung des Liebes bedarf dieser Annahme natürlich nicht.

Himmliche Macht!
Nur so viel Gluth,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Die beiden an sich klaren Strophen, die von dem kleinen, schwarzen, feurigen Bauer, der nur Bromios' Gaben erwartet, und die von dem Weinrausch, der dem Jahrhundert den Genius, die innere Gluth ersetzen muß, durfte ich überspringen als unwesentlich für die Stimmung des Gedichtes.

Das Lied ist unmittelbare Offenbarung eines ethischen Phänomens, eines wirklichen Gemüthszustandes, der für die Ethik in dem am Anfang bezeichneten Sinne lehrreich ist: Ein gewaltiges, natürliches Lebensfeuer feiert den Triumph seiner Befreiung von der Sinnlichkeit, aus der es doch stammt und von der es getragen wird, und wird sich seiner Bestimmung zur Vereinigung mit dem Göttlichen bewußt. Das natürlich sinnliche Leben erhebt sich selbst zum Göttlichen. „Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Partei, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph hergeben, der über sie selbst gefeiert wird? Wie könnte sie eine so lebhafteste Teilnehmerin an dem Selbstbewußtsein des reinen Geistes sein, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn anschließen könnte, daß selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann“ (Schiller: Über Anmuth und Würde). Wenn Goethe zu diesem Sage auch nicht, wie zu so vielen ästhetischen und ethischen Theorieen Schillers geessen hat, so findet er doch durch den Triumph, den Goethe in dem Sturmlied über die Sinnlichkeit feiert, eine schöne Bestätigung und Erklärung. — Die von der Sinnlichkeit befreite, zum Göttlichen emporstrebende Lebensgluth ist aber Genius, und Poesie ist für Goethe nicht Kunst, sondern Genius. „Ich leugne, daß sie eine Kunst sei,“ sagt er, „man sollte sie weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius!“ (Sprüche in Prosa VI. 92). Damit ist die Poesie von Goethe selbst nicht bloß an den Kern des individuellen menschlichen Daseins, seinen ethischen Gehalt, geknüpft, sondern mit ihm gradezu identifiziert: die mit dem Göttlichen in Verbindung tretende natürliche Lebensgluth, die Gottheit, aufgenommen in den menschlichen Willen, ist Poesie, weil sie Genius ist.

Die Wirkung der dem Sturmliede zu Grunde liegenden Gemüthsverfassung auf Goethe selbst und damit die Wirkung ihrer Offenbarung auf uns ist natürlich ganz ästhetisch, denn die Gemüthsverfassung ist wirklich und deshalb Gegenstand des inneren Sinnes, des Selbstgefühls. Die ästhetische Wirkung des Ethischen und Ideellen ist überhaupt der einzige Beweis seiner Existenz, weil wir von keines Dinges Existenz etwas wissen können, das nicht ästhetisch auf uns wirkt. Diese rein ästhetische Wirkung bedeutet also nichts anderes als Wirklichkeit des ethischen Gehalts. Wenn unser größter Dichter die Wurzeln seiner Dichterkraft mit dem Kern seiner Lebenskraft zusammenfallend fühlt und dabei fühlt, daß sie beide ganz ethischer Natur sind, so sind damit alle Theorieen, die den ethischen Gehalt als unwesentlich und nebensächlich ansehen, — wenn es solche überhaupt giebt, — an der Wurzel aufs schwerste angegriffen. Und Goethes Wort: „Fragt Euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte Euch gefördert habe!“ was heißt das anderes als: Ethische Betrachtung, Untersuchung des ethischen Gehalts — des wirklich vorhandenen, der ästhetisch wirken muß — ist nicht nur Schlüssel zum Verständnis, sondern Prüfstein des Wertes eines Gedichtes! Wie sehr Goethe das höchste geistige Vermögen auf ethische Kraft und Bildung des Herzens zurückgeführt hat, dafür möge noch ein Wort zeugen: „Das Erste und Letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe. Wer gegen sich selbst und Andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.“ (Sprüche in Prosa VII, 1 und 2.)

Sollen wir nun Wanderers Sturmlied, von dem aus sich so vielfältiges Licht verbreiten läßt, das die jugendliche Seele so glühend packt, unseren Primanern erklären, oder sollen wir es den Fähigeren unter ihnen überlassen, sich in der Einsamkeit dem Begeisterungstaumel, den das Lied in ihnen erweckt, hinzugeben und es danach auf Goethes unverstandene Autorität gestützt als Halbunförm ein für alle Male bei Seite zu legen? Mir scheint das Lied wert, als Ausgangspunkt zur Erweckung eines tieferen Verständnisses für die Poesie überhaupt zu dienen.

Ich habe nur wenige Schritte zurücklegen können von dem weiten vorgezeichneten Wege, auf dem durch ethische Betrachtung ein Verständnis der einzelnen Dichtung zu gewinnen und aus einer Verknüpfung aller hierher gehörigen, in solcher Art verwerteten Gedichte ein Bild von der Entwicklung des Seelenlebens Goethes zu gewinnen wäre, auf dem ferner Goethes Lyrik für die Ethik fruchtbar zu machen ist, weil sie uns eine zusammenhängende Reihe ethischer Phänomene darstellt, welche ein vollständiges und zu vollkommener Entwicklung gelangtes Seelenleben ausmachen. Aber auch auf der kurzen Strecke schon, glaube ich, hat sich erwiesen, daß der Weg ein richtiger ist; auch der Vergleich mit Günther, dem größten deutschen Lyriker vor Goethe, erschien dazu von Wichtigkeit, nicht weil er als Ausgangspunkt die nahe Verwandtschaft beider Anlagen zeigte, sondern gerade deshalb, weil der in der Entwicklung Goethes gewaltig wachsende Abstand von Günther eine Vergleichung beider überhaupt auszuschließen scheint. Denn, wenn wir von dem Standpunkt des Sturmliedes aus Günther nur noch in nebelhafter Ferne erblicken können, zu der jede Verbindung durchbrochen ist, so haben wir auch erkannt, daß die dazwischenliegende Kluft nur durch Goethes ethische Kraft aufgerissen ist, daß der ganze Unterschied zwischen beiden in dem Ethos liegt. Die Gemütsbewegung in Wanderers Sturmlied ist zwar unbändig und ungezähmt, aber doch nur als Resultat lange geübter Züchtung und Bändigung denkbar, und in den Worten:

Weh! Weh! Junre Wärme
Seelenwärme,
Mittelpunkt!

blinkt ein reines Gold, das nur gewonnen werden konnte, wenn alles, woran Günther sein ganzes Herz hängte, als Schlacke davon abfiel.

Soweit der vor uns liegende Weg sich von dem Punkt, zu welchem wir gelangt sind, überschauen läßt und nur Fortsetzung der schon erkannten Richtung ist, werfen wir noch einen allgemeinen Blick auf ihn: Der Mensch, der das Unmögliche leistet, der Neigung die Kraft über sich zu rauben, vom Sinnenwesen sich losmacht, um im Reiche des Geistes zu genießen und zu schaffen, ist in Gefahr, sich von der Natur zu trennen und die Liebe zu verlieren. Gefühl dieser Gefahr, Verlangen und daraus entspringende Gewißheit, sie zu meiden, ist das Ethos des „Wanderers“: Es ist kein einheitliches Gefühl, sondern Bewußtsein eines in der Seele noch zu schlichtenden Streites und Erkenntnis eines zu erstrebenden Zieles. Die seelische Handlung, die zu diesem Ziele führt, ist deshalb in einem dramatischen Bilde dargestellt: Den Bedürfnissen und Freuden der Gegenwart und Natur entrückt, ist der Wanderer in die Betrachtung des Meisterwerkes menschlicher Kunst versunken, das die Natur gefühllos zerstört; ihr steht er fremde gegenüber, bis ihm die Frau die goldenste Frucht der Natur, den schlummernden Knaben in die Arme legt, durch dessen Anblick und Nähe die abtrünnige Empfindung zurückgerufen wird.

Von der Beherrschung der Neigung ging Goethe fort zur Selbsterfassung des freien Ich; hierhin gehören außer dem Sturmliede „Mahomets Gesang“ und „Prometheus“. Vom Ich geht die Bewegung seines Seelenlebens zum All, von dem Extrem des „Prometheus“ in stürzender Flut zu dem andern Extrem im „Ganymed“. Die Bewegung mäßigt sich in den „Gränzen der Menschheit“. Im „Ganymed“ giebt das Ich seine ganze Existenz hin an das All, in den „Gränzen der Menschheit“ fühlt es die Schranken, innerhalb deren es sich zu behaupten hat; es fühlt die Schranken, denn nicht Gedanken, sondern Stimmungen und Seelenzustände, Stufen der seelischen Entwicklung, die sich gesetzmäßig an einander reihen, stellt Goethes Lyrik dar. Aber das Ich ist doch die Krone des All, wenn es seiner Bestimmung gemäß höchste

Offenbarung des Göttlichen ist. Das Bewußtsein dieser Bestimmung giebt in dem Liebe „Das Göttliche“ dem Ich sein dauerndes Verhältniß zu dem All; die Wogen kommen zur Ruhe,

Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Das Ich und das All machen den Gehalt von Goethes Seelenleben aus, und mit der Gewinnung des richtigen Verhältnisses zwischen Ich und All, in welchem das Ich sich als höchste Offenbarung der das All belebenden Idee fühlt mit aller daraus hervorgehenden Verpflichtung, das All durch sich zu vollenden, mit der Gewinnung dieses Verhältnisses ist Goethes Seele erst fertig.

Als im Alter die Leidenschaft mit jugendlicher Blut ihn packte, er aber die active befreiende Kraft nicht finden konnte, da kam die wehmüthige Klage aus seinem Munde:

Wir ist das All, ich bin mir selbst verloren. (Elegie.)

Ungefähr so hat er die Sache also auch angesehen. — — —



Druckfehler.

- Vies: Seite 4 Zeile 32: in Frieden statt im Frieden.
Seite 6 Zeile 11: zweimal ästhetisch statt ästhetisch.
Seite 17 Zeile 5: von unten: Goethe statt Göthe.
Seite 19 Zeile 20 von unten: Gedankens statt Gedankes.
Seite 30 Zeile 25 von unten: Wahrheit und statt Wahrheit, und.
Seite 31 Zeile 17 von unten: locken statt lockten.

Offenbarung des Göttliche“ dem Ich

Das Ich und das I
nung des richtigen I
Offenbarung der das
das All durch sich zu

Als im All
befreiende Kraft nicht

Ungefähr so hat er d

estimmung giebt in dem Liebe „Das
die Bogen kommen zur Ruhe,

eelenleben aus, und mit der Gewin-
welchem das Ich sich als höchste
araus hervorgehenden Verpflichtung,
hältnisses ist Goethes Seele erst fertig.

lut ihn packte, er aber die active
lage aus seinem Munde:

erlorn. (Elegie.)



Lies: (0) (1) (2) (3) (4) (5) (6) (7) (8) (9) (10) (11) (12) (13) (14) (15) (16) (17) (18) (19)

antes.
Wahrheit, mid.